Neuere Geschichte

der

Chineser, Japaner, Indier, Persier, Türken, Russen und Amerikaner ꝛc.

als eine

Fortsetzung der alten

Rollinschen Geschichte.

Vom 12ten Theil an

von Herrn Richer

fortgeführt.

Aus dem Französischen.

Fünf und zwanzigster Theil.

Berlin,

bey Christian Friedrich Voß, 1778.

Inhalt
des fünf und zwanzigsten Theils.

Fortsetzung
des vierten Kapitels.

§. 4. Krankheiten, denen die Einwohner auf der Insel Cayenne unterworfen sind S. 1
§. 5. Was die Insel Cayenne hervorbringt 5
§. 6. Thiere auf der Insel Cayenne 9
§. 7. Inseln in der Nachbarschaft von Cayenne 11

Dritter Artikel.

Das Holländische Guyana 12
§. 1. Ungeziefer in Surinam 13

Vierter Artikel.

Das Portugiesische Guyana 53
§. 1. Verschiedene Indianische Nationen die Guyana bewohnen 55

§. 2. Kleidung der Indianer auf Cayenne S. 56
§. 3. Ihre Geschicklichkeit und Gebräuche 57
§. 4. Ihre Religion 59
§. 5. Besondere Art, mit der sie ihre Oberhäupter ernennen ib.
§. 6. Wie unter ihnen die Aerzte aufgenommen werden 64

Fünfter Artikel.

Wie die Europäer Guyana entdeckt haben 66

Fünftes Kapitel.

Erster Artikel.

§. 1. Einwohner in Magellanien 104
§. 2. Thiere in Magellanien 116
§. 3. Bäume und Pflanzen in Magellanien 122
§. 4. Fische und Muschelwerk 123
§. 5. Beschreibung von den beyden Strassen, die Magellanische und le Maire 124
§. 6. Die Spanier schicken nach der Magellanischen Meerenge

eine

eine Kolonie, die aber solche wieder verläßt S. 140

Sechstes Kapitel.

Inseln von Süd-Amerika 144

Erster Artikel.

Die Insel St. Catharina ib.

Zweyter Artikel.

Die Sebaldischen Inseln 146

Dritter Artikel.

Die Maluinischen, die Anikanischen und die Falkländischen Inseln 147

§. 1. Ihre Lage und geographische Beschreibung ib.

§. 2. Der Boden 148

3. Pflanzen 150

§. 4. Früchte 153

§. 5 Blumen 154

§. 6. Seepflanzen 155

§. 7. Muschelwerk ib.

§. 8. Thiere 156

§. 9. Fische 164

§. 10. Schaalenthiere 165

§. 11. Klima, Winde, Ebb und Fluth S. 165
§. 12. Wie diese Inseln sind entdeckt worden, und von wem sie bewohnt werden. 170

Vierter Artikel.

Terra del Fuego, (Feuerland). 178

Fünfter Artikel.

Staatenland oder Staateninsel. 179

Sechster Artikel.

Inseln auf dem Südmeere. 183

Siebenter Artikel

Die Inseln Chonos. ib.

Achter Artikel.

Die Inseln St. Maria und Mocha. 185

Neunter Artikel.

Die Insel Juan Fernandez 188

Zehnter Artikel.

Die Inseln Maßa-Fuero, St. Ambrosius und St Felix. 200

Eilfter Artikel.

Die Insel Gorgone. 201

Zwölfter Artikel.

Die Inseln Gallapagos. S. 202

Dreyzehnter Artikel.

Kokosinseln. 204

Vierzehnter Artikel.

Die Insel Quido 205

Erstes Kapitel.

Süd-Asien.

Erster Artikel.

Neu-Holland 210

Zweyter Artikel.

Die Inseln Palaos, oder die neuen Philippinischen 217

Zweytes Kapitel.

Polynesien 247

Erster Artikel.

Die Garten, die Königs- und der Bärtigen Inseln 248

Zweyter Artikel.

Die Insel Taumako, oder Taumago 250

Drit-

Dritter Artikel.

Die Salomonsinseln S. 257
§. 1. Die Insel Isabella 259
§. 2. Guadalkanal 260
§. 3. Die Inseln St. Peter und St. Magdalena 262
§. 4. Domingo ib.
§. 5. Die Christineninsel 263
§. 6. St. Bernhardsinseln 270
§. 7. Die Insel, die Einsame (Solitaire) genannt 271
§. 8. St. Croix oder St. Cruz ib.
§. 9. Andre Inseln ohne Namen 280
§. 10. Fortsetzung der Reise von den Spaniern 283

Vierter Artikel.

Inseln von Rotterdamm und Amsterdamm 287

Fünfter Artikel.

Die St. Bernhardsinseln 288

Sechster Artikel.

Die Inseln der schönen Nation 295

Fort=

Fortsetzung des vierten Kapitels.

§. 4.

Krankheiten, denen die Einwohner auf der Insel Cayenne unterworfen sind.

Vor Urbarmachung und Anbauung der Insel Cayenne, waren die Einwohner erschrecklichen Krankheiten unterworfen. Der gröste Theil der Schwarzen starb so zu sagen in der Geburt, an einer Krankheit, gegen die man kein Hülfsmittel ausfindig machen konnte. Anjetzt hat dieses Uebel sehr abgenommen. Barere macht die Anmerkung, man habe im uneigentlichen Verstande diese Krankheit einen

Fluß, Catharr, genennet. Nach seiner Meinung ist es ein allgemeines Gliederzucken, oder ein wahrhafter Tethanos. Ob schon vornemlich die Kinder der Schwarzen davon befallen werden, so bleiben doch die mehr Bejahrten auch nicht davon verschonet: niemals aber hat man einen Weißen daran krank gesehen. Die Zeit, in welcher die Kinder diesem Uebel am meisten ausgesetzt sind, ist in den neun ersten Tagen nach ihrer Geburt; haben sie diese, ohne Anschein eines Anstoßes überstanden, so hält man sie außer Gefahr, und die Frauen scheuen sich nicht mehr, sie an die Luft zu bringen. Diejenigen, so diese Krankheit mit auf die Welt bringen, sterben sogleich. Das erste Anzeigen ist die Beschwerlichkeit, womit die Kinder an der Brust saugen, weil sie an ihren Kinnbacken ein kleines Zucken empfinden, wobey sie noch ein gezwungenes Geschreye machen. Die Kinnbacken schließen sich alsdenn je mehr und mehr zusammen; werden an den Enden steif, und das Kind stirbt mit Zuckungen, die der Vorbote des Todes sind.

Die Erwachsnen widerstehen länger. In diesem Alter kündigt sich die Krankheit mit einem Schmerze am Halse an: die Kranken sagen, sie empfänden einen solchen daselbst, als wenn ihnen gewaltsamer

mer Weise ein Strang den Hals zuzöge. Die Kinnbacken werden zusammen gezogen und laßen keine Nahrung mehr durch; Arme und Beine werden so steif, daß, wenn man den Kranken bey dem Kopf, oder den Füßen anfaßt, so hebt man ihn wie einen Klotz in die Höhe: indessen hält die Steiffigkeit der Glieder nicht so in eins an, daß nicht zuweilen unfreywillige Zusammenziehungen erfolgen sollten. Diese Zufälle greifen die Kranken dergestalt an, daß sie laut zu schreyen, sich nicht enthalten können. Sie verlangen, daß man ihnen den Kopf ein wenig in die Höhe halte, um ihnen das Athemholen zu erleichtern. Und was noch das besonderste bey dieser Krankheit ist, so verursacht sie einen unersättlichen Hunger. Das Fieber schlägt dazu, der ganze Körper geräth in einen übermäßigen Schweiß, die Schmerzen nehmen zu, und man stirbt mit entsetzlichen Verzuckungen.

Barere behauptet, er habe vielen Schwarzen, die von dieser Krankheit befallen worden, geholfen. Er fieng an mit dem kühlsten Wasser, das er nur kriegen konnte, sie zu verschiednen malen des Tages zu besprengen, und setzte diese Besprengungen so lange fort, bis er das Uebel nachlassen sah. Um den Kranken bey Kräften zu erhalten, vornehmlich einen

der schon bey Jahren war, ließ er ihm Fleischbrühen, wenig auf einmal, aber ofte, und in der Zwischenzeit einige Löffel voll Wein reichen. Er machte dabey von versüßten Quecksilber Gebrauch, das er mit abführenden Arzeneyen, als der Rhebarbara, dem Skammoniensaft und der Jalapa versetzte. Zuweilen hat ihm der Aloe Extrakt geglückt. Er gab dem Kranken auch noch zusammen gesetzte Arzeneyen von einem Aufguß von Sennesblätter mit Manna, und andern gewöhnlichen Purgiermitteln. Seit dem die Weiber der Schwarzen dieses Verfahren gelernet haben, so baden sie ihre Kinder, so bald sie bey ihnen die ersten Anzeigen der Krankheit sehen, ohne einige Vorbereitung, und besprengen sie nachmals ofte mit Wasser.

Der *Mackaque*, oder der Cayennsche *Wurm*, ist so dick, wie ein Federkiel, und einen Zoll lang; er hat eine dunkelbraune Farbe; der Gestalt nach, sieht er bald wie eine Raupe aus. Er wächset unter der Haut, an den Beinen, den Schenkeln, nahe an den Gelenken, insonderheit am Knie. Man verspürt ihn anfangs an einem Jucken, worauf bald eine Geschwulst an der Haut erfolgt. Man läßt sie reif werden, und sticht sie durch. Das Thier findet man darinnen im Blute

schwim-

schwimmen. Die Art ihn heraus zu ziehen, bestehet blos darinn, man drückt die Haut zusammen, und nimmt ihn mit einem gespaltnen Hölzchen heraus. Die Zeitigung der Geschwulst zu beschleunigen, überschmiert man sie mit dem Schleim, der sich in den Tobackspfeifen sammlet. Nach dem Schnitt oder Stich schließt sich die Wunde von selbsten zu. Dieses Thier fällt ohne Unterscheid, Indianer, Schwarze und Kreolen, ja selbst die Fremden an.

§. 5.

Was die Insel Cayenne hervorbringt.

Die Franzosen zu Cayenne haben eine geraume Zeit mit den Einwohnern am Amazonen-Fluß, einen ziemlich vortheilhaften Handel mit Sklaven, gedörrten Fischen und Hamacken getrieben; allein, als die Portugiesen sich daselbst niederlassen wollten, so ließen sie alle niedermachen, die sie daselbst antrafen, und die ihren Absichten hätten hinderlich seyn können.

Man hat mit ihnen einen Vergleich getroffen, und handelt anjetzt mit Zucker und Rucku dahin. Nebst diesen beyden Stücken, bringt die Insel Cayenne, Baumwolle und Indigo hervor. Sie ist zugleich an Maitz und Maniok sehr frucht-

 bar.

bar. Es wächset auf derselben Kaßia, Papaien, Acajou-Aepfel, Vanille und Pite, eine Pflanze, deren Stengel, wie der Hanf zugerichtet wird. Das Garn davon, ist stärker und feiner, als Seide. Frager glaubt, es würde dieses Garn den Seidenhandel zu Grunde richten, wenn sein Gebrauch in Europa bekannt und eingeführt wäre.

Das schwarze und grüne Ebenholz, das Weißbüchene, das Violenholz, und verschieden anderes, zur Färberey und Tischlerarbeit dienliche Holz, ist auf dieser Insel sehr gemein.

Seit dem Jahre 1721, pflanzet man daselbst den Kaffee. Einige französische Ausreißer, die nach Surinam gegangen waren, schmeichelten sich, von dem Stathalter zu Cayenne, wieder Verzeihung zu erhalten, wenn sie ihm einige Kaffeebohnen brächten, die die Holländer in ihrer Kolonie, schon mit gutem Erfolg zu pflanzen angefangen hatten. Man steckte sie in die Erde. Drey Stämme, die sie in kurzer Zeit aufzogen, trugen eine erstaunliche Menge Bohnen, die unter die Einwohner vertheilt wurden, und in wenig Jahren war die Insel damit versehen; er ist aber von dem Arabischen Kaffeebaume, der Gestalt nach, gar sehr unterschieden.

Der Cayennische Kaffeebaum wächst nicht über zehn Fuß hoch. Die Wurzel treibt einen geraden, unten zwey Zoll dicken Stamm, der schon in seinem Anfange ästig ist. Seine Zweige, die zwey und zwey, kreuzweiß gegen einander stehen, breiten sich bis auf drey oder vier Fuß in die Runde aus, und machen in Gestalt einer Pyramide, einen ziemlich dick belaubten Strauch. Die Blätter wachsen gleichfals paarweiß zusammen, und sind denen, am wilden Lorbeerbaum ähnlich, aber größer. Ihre gewöhnliche Länge ist ein halber Fuß. Oberwärts sind sie dunkel, und unten blaßgrün, und an dem Rande etwas wollenhaft. Aus ihren Winkeln kommen Blühten hervor, die gadenweise ziemlich dichte an einander stehen; sie haben fast gar keinen Geruch. Jede besteht aus einen kleinen weissen Kelch, der dem kleinen Jasmin ähnlich ist, und sich oben in fünf Blätter theilt. Sie verwandeln sich in eine grüne, und in reife kirschfarbigte Beere. Diese enthält zwey Saamen-Körner, oder zwey Bohnen in sich, die auf einer Seite rund, auf der andern platt sind; jede steckt in einem weißlichen Häußchen.

Der Kaffeebaum bringt seine Früchte in der regnigten Jahrszeit zur Reife. Man zweifelte anfangs, ob er das Klima wür-

de vertragen können. Wegen der übermäßigen Sommer-Dürre giengen sehr viele aus, und wegen der starken Winterregen kamen die Früchte nicht zu ihrer Reife, oder die nach und nach in der Erde sich ausbreiteten, verfaulten die Wurzeln daran. Auch kostete es unendliche Mühe, die jungen Bäumchen vor den Ameisen und andern Ungeziefer, die sie auffrassen, zu bewahren. Heut zu Tage kommen die Bäume sehr gut fort, und wenn sie zu ihrer natürlichen Größe angewachsen sind, so giebt jeder zwölf Pfund Kaffeebohnen. Man versichert, der Kayennische Kaffee käme, wenn er alt geworden, dem von Mocka sehr gleich. Man macht zwey Erndten, die eine im Monat Junius, und die andere gegen den December. Der Baum liebt mehr einen hoch als niedrig liegenden Boden. Er wächst auch besser im schwarzen und fetten, als im sandigten Erdreich. Endlich vermehrt er sich leichter durch Saamen, als durch Reißer.

Im Jahre 1735, pflanzte man Kakaobäume auf der Insel Cayenne, und man machte sich wegen ihres guten Fortgang große Hoffnung. Barere will behaupten, die Cayennische Baumwolle sey feiner und besser, als die, von den andern Inseln. Es ist dieses diejenige

Baum-

Baumwolle, so man Strauchbaumwolle nennt, weil sie zehn bis zwölf Fuß in die Höhe wächst.

Die Pite, die mit grossem Fleiß auf der Insel gebauet wird, giebt, wie wir schon erwähnt haben, ein sehr schönes Garn. Die Indianer färben es auf allerley Art.

§. 5.

Thiere auf der Insel Cayenne.

Man kriegt auf dieser Insel, Tiger, Hirsche, Schweine, Stachelschweine, Agoutils und Sapajous, zu sehen.

Das Agoutil, ist so groß wie ein Haase, an Farbe wie ein Hirsch, hat eine spitzige Schnauze, kleine Ohren, kurze und dünne Beine.

Der Cayennische Sapajou, ist eine Gattung kleiner Affen, mit gelblichren Haaren; er hat große Augen, ein weisses Gesicht, und ein schwarzes Untermaul. Er ist lustig und einschmeichlend, aber diebisch, und gegen die Kälte, so wie die Braßilianischen Sagouins, sehr empfindlich.

Man trifft auf dieser Insel sehr große Schlangen an, die aber nicht sehr giftig sind.

Unter verschiednen Gattungen Vögeln, sind die Papageyen daselbst von einer besondern Schönheit. Sie lernen sehr leichte sprechen. Die Indianer besitzen die Kunst, Federn von verschiedener Farbe an ihnen hervorzubringen, und zwar mit dem Blute von gewissen kriechenden Thieren, womit sie sie reiben. Die Wälder sind von Reigern, kleinen Papageyen, Kolibris, Akos und Tukans ganz voll. Der Akos ist ein Vogel, in der Größe eines jungen Kalkutischen Huhns, sein Gefieder ist auf dem Rücken schwarz, und an der Brust weiß; er hat einen kurzen und gelben Schnabel, einen stolzen Gang, und einen mit kleinen Federn, die sich wie ein Federbusch in die Höhe heben, gezierten Kopf. Der Toucom ist roth, schwarz und gelb. Er hat die Größe einer Taube. Man bewundert seinen Schnabel, der fast so stark als sein Leib, und mit schwarzen und weissen Streifen gezeichnet ist; es läßt beynahe, als wenn er aus Ebenholz und Elfenbein, bestünde. Seine Zunge bestehet aus einer blossen sehr schmalen Feder. Die Cayennischen Reiger sind nicht grösser, als unsere Hüner. Sie ziehen Flugweiß wie die Enten. Ihr Gefieder ist ein so schönes Roth, daß die Indianer sich Kronen daraus verfertigen.

§. 7.

§. 7.
Inseln in der Nachbarschaft von Cayenne.

Vier Meilen von Cayenne liegen fünf kleine Eilande, welche zu Folge der alten Sage der Wilden, ehemals mit der Insel Cayenne zusammen gehangen haben. Die zwey entferntesten, die beynahe von einerley Grösse sind, und wie ein paar Warzen an den Brüsten ins Auge fallen; heissen, die zwey **Brüste**, oder die **Söhne**; die drey andern werden, der **Vater**, die **Mutter** und die **Malingre=Birne** genennet. Die Gröste begreift nicht mehr als drey viertel Meilen im Umkreiß. Es sind nicht so wol Inseln, als vielmehr ganz mit Ameißhauffen bedeckte Felsen. Indessen sind sie doch voller Holzungen, in denen man eine erstaunliche Menge Wildpret antrifft. Vor diesem, schickte man diejenigen, die in der Kolonie eine Bestrafung verdient hatten, dahin ins Elend. Heut zu Tage gehen die Einwohner der Insel zwischen diesen Felßen auf den Fang des Schwerdtfisches und der grossen Seeschildkröten.

Arti-

Dritter Artikel.

Das holländische Guyana.

Die Küste von Surinam, die denen Holländern zuständig ist, liegt von der Insel Cayenne nach Nord-West zu. Sie hat ihren Namen von einem Fluß, der sich in das Nordmeer ergießt, und dessen Mündung gegen den sechsten Grad dreyßig Minuten, Mitternächtiger Breite befindlich ist. Diese Küste hat den Franzosen zugehört; allein, da sie solche vor gar zu ungesund befanden, so haben sie sie verlassen. Darauf bemächtigten sich die Engländer derselben; traten sie aber bey dem Bredaschen Vertrag im Jahre 1667, und durch den Vergleich von 1674 denen Holländern ab. Diese Letztern erbauten daselbst, die Stadt Surinam, so achtzig Meilen von Cayenne nach Norden zu entfernt ist. Sie liegt an dem Fluße dieses Namens auf einer mit Morästen umgebenen Anhöhe, die von ihrer ungesunden Luft die Ursache sind; an eben denselben Fluße liegt auch Neü-Middelburg, und an der Küste die Schanze Seeland, mit einem aus vier hundert Häußern bestehenden Flecken ꝛc. Es sind drey Kirchen darinnen, und die geflüchtete Franzosen, so sich da seßhaft gemacht, haben einen Prediger. Dieser Pflanzort befindet

findet sich heut zu Tage in einem blühenden Zustande, und erstreckt sich ziemlich weit ins Land hinein. Man zehlt darinnen, ausser den Indianern und den Schwarzen, acht hundert Familien. Es befinden sich längst den Ufern der Flüße, mehr als vierhundert Anbauungen. Eine ziemliche Anzahl Juden, die sich da niedergelassen haben, wohnen in einem Dorfe. Die Kolonie ist in acht Kreise getheilt, die eben so viel Kompagnien bürgerlicher Landmiliz stellen. Ausser diesen befinden sich noch vier Kompagnien ordentlicher Kriegesvölker da, die in verschiedenen Schanzen an der Küste, zur Besatzung liegen.

§. 5.

Ungeziefer in Surinam.

Marie Sibille Merian, eine gebohrne Frankfurterin am Mayn, gieng im Jahr 1699, mit dem ausdrücklichen Vorsatz nach Surinam, die dasigen Landesinsekten zu untersuchen, und machte eine nach dem Leben außerordentliche schöne Zeichnung davon. Man findet den Auszug davon in dem vierzehnten Theile der allgemeinen Reise-Geschichte. Wir wollen hier derjenigen erwehnen, die uns für den Leser die bemerkungswürdigsten geschienen haben.

Der

Der Kaberlaque hat in der Sammlung der Demois. Merian, die erste Stelle. Es ist ein Ungeziefer, das alle Zeuge und Wolle benagt, und das auf allerley Nahrungsmittel fällt; insonderheit ist es ein Liebhaber von der Anana. Dieses kleine Thierchen legt seine Eyer häufchenweise, und überzieht sie mit einem feinen Gespinste, wie es einige von unsern Spinnen machen. So bald die Eyerchen zu ihrer Reife gekommen, so zernagen die Jungen selbst, diese Art von einer Schale, kriechen mit äußerster Eilfertigkeit heraus, und da sie nicht größer als Ameisen sind, so kriechen sie sehr leichte durch Spalten und Schlösser in Kisten und Schränken hinnein, wo sie alles zu nichte machen. Wenn sie zu ihrer ordentlichen Größe gekommen, so zerreißt ihre Haut, und es kommt ein geflügelter, weicher und weisser Kaberlak hervor, und das Bälgchen bleibt leer.

Auf der Anana findt sich eine Raupe ein, die sich nach zehn Tagen in eine Puppe verwandelt; acht Tage darauf kommt ein sehr schöner Schmetterling hervor.

An der Krone eben dieser Frucht, trift man noch einen sehr rothen Wurm an, der eine sehr feine Wolle spinnt, worinnen eine kleine Puppe eingehüllt ist. Es ist eben derselbe Wurm, der die Kosche-

nillie

nillie frißt und verzehrt, und den man täglich in der nach Europa verführten Koschenillie findet.

Auf einer kleinen Frucht in Surinam, die Zursack heißt, die auswendig gelb aussieht, voller schwarzen Körner steckt, deren Mark weiß ist, und die an einer zackigten Pflanze wächst, findet man eine schöne grüne Raupe, die sich in eine braune Puppe verwandelt, woraus ein schwarz und weißer Schmetterling heraus kommt, dem man den Namen Nachtschmetterling beylegt. Die Holländer nennen ihn Uyl, welches eine Eule bedeutet. Es ist der Griechen und Lateiner, ihr Phalana. Er hat einen doppelten Rüssel, dessen er sich bey Aussaugung des Blumenhonigs so zu bedienen weiß, daß er nur ein einziges Röhrchen zu seyn scheinet. Nach ausgesaugter Nahrung legt er diesen Rüssel zusammen, und versteckt ihn dergestalt unter seine Kopfhärchen, daß es Mühe ihn zu entdecken kostet; sie fliegen nur bey Nacht, sind sehr munter, und leben lange. Wenn man sie durchs Vergrößerungsglaß untersucht, so sieht man, daß der feine Staub, der ihre Flügelchen bedeckt, daran solche Federn vorstellt, wie sie an einer bunten Henne sind. Der Leib ist, wie bey einem Bären zotticht; sie haben Haare bis an die Augen; der

Rüßel ist einem Enten- oder Gänsehalß ähnlich; die Füße und Füllhörner sind von einer besondern Schönheit.

Auf den Blättern der Maniok-Pflanze, aus deren Wurzel dasjenige Brodt gemacht wird, so man Cassave nennt, sucht eine braune Raupe ihre Nahrung, aus deren Puppe ein schwarz und weiß gesprengter Schmetterling wird. Die Felder, auf denen man diese Pflanze bauet, sind gewöhnlicherweise ganz voll davon. Man findet noch einen Nachtschmetterling, der große Verwüstung anrichtet, und wunderbar mit schwarz, weiß und Pomeranzengelb gesprengt ist. Eine Art Schlangen, die mit eben solchen Farben gezeichnet ist, umschlingen sich oft um eben dieselbe Pflanze.

An der Distel, die Maccai heißt, die eine gelb und rothe Frucht hat, die Menschen und Vieh essen, kommt eine Raupe zum Vorschein, die sich in einen schönen Nachtvogel verwandelt. Auf eben derselben Pflanze hält sich noch eine andere Gattung Raupen auf, die bewundert zu werden verdient. Sie kommen in grosser Anzahl zusammen, hängen sich mit Kopf und Schwanz an einander, und machen einen großen Kreiß um sich. Nimmt man daraus einige weg, und zerreißt den Kreiß, so vereinigen sie sich so-

gleich

gleich wieder miteinander. Die Schmetterlinge, in die sie sich verwandeln, sind auch Nachtvögel. Wenn man beyde Arten durch ein Mikroscop betrachtet, so scheint ihre Haut eines Ungarischen Bären seiner ähnlich zu seyn. So bezaubernd ihre Gestalt vorher war, so abscheulich sehen sie alsdenn aus; ihr ganzes Haar scheint wie Gerstenähren. Mademois. Merian hat beobachtet, daß alle Nachtschmetterlinge Haare, die andern hingegen Federn, und die mit durchscheinenden Flügeln, Schuppen haben.

Die Kirschen, in diesem Amerikanischen Landesstriche sind mit den unsrigen, dem Geschmacke nach, nicht zu vergleichen; allein auf ihren Blüten, die roth und weiß sind, halten sich zweyerley gelbe Raupen auf, die aus Puppen sich in große und schöne Sommervögel verändern.

Der Indianische Jasmin, dient mit seinen Blättern einer gekrönten Raupe zur Nahrung, aus der ein schöner wellenhaft gezeichneter Schmetterling wird. Er hat auf seinen beyden Flügeln auswärts sechs weiße, sehr ordentlich stehende Flecke, die unterwärts roth und schwarz sind. Dieses durch das Vergrößerungsglaß betrachtete Insekt, ist von so großer Schönheit, daß es dem Auctor unmöglich geschie-

nen, eine vollkommene Beschreibung davon zu machen.

Der Surinamsche Baumwollenstrauch wächst so geschwinde heran, daß er sechs Monate nach seiner Pflanzung einen so großen Stamm bekommt, wie der Quittenbaum in Europa. Seine frischen Blätter sind ein ausnehmendes Wundmittel. Er hat zweyerley Blüthen, einige sind roth, die andern Schwefelgelb. Die ersten bringen keine Frucht hervor, die gelben aber geben die Baumwolle. Auf die Blüte folgt ein Knopf, der sich vergrößert, und in seiner Reife braun wird, sich alsdenn öfnet, und was er in sich schließt, zum Vorschein bringt. Es ist eine schöne weiße Baumwolle, die aus drey Theilen besteht, davon jeder ein schwarzes Saamenkorn enthält, daran die Wolle hängt; sie wird zur Weberey versponnen.

Auf diesem Baum halten sich zwey Gattungen Raupen auf; eine ist schwarz, indessen wird aus ihr doch ein Schmetterling, der so weiß, wie die Baumwolle ist; die andere ist weißlich, und aus ihr wird ein Nachtvogel mit braunen und silberfarbigten Flecken übersprengt. Die Fühlhörner an der ersten Art scheinen wie zwey weiß und schwarz bezeichnete Schlangen. Die andre hat einen ganz mit Fe-

dern

dern bedeckten Rücken. Unter ihren Flügeln sieht man kleine Erhöhungen, deren Farben bewunderungswürdig sind: es sind eigentlich nichts anders, als kleine Büschgen, von rothen, gold und silberblauen Federchen. An den Enden der Flügel, gegen den Schwanz zu, erheben sich noch andere kleine, gleichsam aus schönen Federn bestehende Dollen; ihre Hörner scheinen wie zwey kleine schwarze Schlangen.

Ein Surinamscher Baum, den man Palissade nennt, und daraus die Indianischen Wohnhütten erbauet werden, treibt so dicke und schwere Blüthen, daß die, unter ihrer Last niedergebeugten Aeste, sobald sie abgefallen sind, sich wieder in die Höhe erheben. Die Hülsen worinnen der Saame enthalten ist, stellen gleichsam einen birkenruthnen Besen vor, und werden auch wirklich zum auskehren gebraucht. Sie sind voller Saamenkörner, so die Gestalt und Größe des Hirsekorns haben. Auf diesem Baum sieht man dreymal des Jahrs eine Gattung, gelber, schwarz gestreifter, und mit sechs Spitzen so zu sagen bewaffneter Raupen. Wenn sie bis zum Drittel ihrer natürlichen Größe gelangt sind, so legen sie ihre erste Haut ab, und kriegen an deren Stelle eine pomeranzenfarbige, mit einem schwarzen und runden Fleck,

 auf

auf jedem Gliede. Dieser Veränderung ungeachtet behalten sie ihre Stacheln oder Spitzen bey. Einige Tage hernach bekommen sie nochmals eine neue Haut; alsdenn verschwinden ihre Stacheln, und sie verwandeln sich in Puppen, aus denen Nachtschmetterlinge hervorkommen.

Auf dem Banane, so der Indianer ihr Apfel ist, trift man eine hellgrüne Raupe an, die zu einem sehr schönen Schmetterling wird, und die sich nicht eher in eine Puppe verwandelt, als bis sie ihre erste Haut abgeleget hat.

Der Surinamsche Pflaumbaum wird gewöhnlicherweise so groß, als der Nußbaum in Europa, und nach diesem Verhältniß ist auch seine Dicke; mit seinen Blättern und Blüten gleicht er sehr dem Fliederbaum; die Frucht hängt traubenweiß. Man hat von ihr eine ziemlich besondere Wirkung angemerkt; sie verursacht einen röthlichen Schweiß, gleichwie sie auch selbst diese Farbe hat. Indessen sind die Raupen auf diesem Baum grün. Sie strotzen ganz von Stachelgen; und verwandeln sich in blaue Schmetterlinge.

Die Wassermelone hat ein so glänzendes Mark, wie Zucker, und zerschmelzt so zu sagen im Munde, den sie zugleich mit einem sehr angenehmen Geschmack anfüllt.

füllt. Auf derselben schlägt eine grosse viereckigte, hinten und vorn blaue, und in der Mitte grüne Raupe, ihren Sitz auf. Ihre Pfoten sind mit einer schleimigten Haut, so wie an den Schnecken, umzogen; sie verwandelt sich in einem eben nicht seltenen Nachtvogel.

Der so genante Caschoubaum trägt einen Apfel der eben so heißt. Man hat davon zwey Gattungen; die eine bringt weiße Blüten und gelbe Früchte, die andere hat rothe Blüten, und auch solche Früchte; sie gleichen aber einander mit ihren Blättern. Die Aepfel sind zwar sauer und zusammenziehend, lassen sich aber gekocht ziemlich gut essen. Man macht ein Getränke daraus, das sehr stark ist, und trunken macht. Es befindet sich an denselben eine Erhöhung, in Gestalt einer Niere; diese nennt man eigentlich Caschou; sie hat eine so beißende Schärfe in sich, daß sie zu einem Etzmittel dienen kann. Man läßt sie auf den Rost braten, und braucht sie in der Rothenruhr, und wider die Würmer, die sich im menschlichen Leibe erzeigen. Sie schmeckt wie Kastanien. Die Blüthen kommen rings um die Zweige in Gestalt einer Krone hervor. Zweyerley Raupen finden an den Blättern dieses Baums ihre Nahrung. Die eine wird zu einem

Zweyfalter mit durchsichtigen Flügeln, und die andre zu einem Nachtschmetterling.

Auf den Limonienbäumen in Surinam, trift man braune Raupen an mit weißen Flecken. Diese Bäume wachsen in den Wäldern, in der Höhe eines Apfelbaums. Sie tragen eine Menge kleiner Limonien, die an allerley Speisen gegessen werden. Die Blätter sind nur halb so groß, als an den gewöhnlichen Zitronenbäumen; so sind auch die Blüten nach Verhältniß kleiner; sie geben ein kostbares Oel. Man erblickt mit Erstaunen, was für eine Menge Raupen auf ihrem Laube herumkriecht. Sie sehen braun und weiß aus, haben auf dem Kopfe zwey weiße Hörner, mit denen sie sich wehren, auch selbst, was sie beleidigt, angreifen. Nach der Verwandlung in braune Puppen, kommen schwärzliche, mit weiß und roth gesprengte Schmetterlinge hervor.

Noch sieht man auf den Limonienbäumen ein kleines weißes Ungeziefer, und zwar ebenfalls in sehr großer Anzahl, das sich in schwarze und weiße Käfer verwandelt.

Die Guaiavepflanze ist ein allgemeiner Aufenthalt für die Raupen, Spinnen, Ameisen, und für eine Gattung Vögel,

gel, so die Holländer Colobritgens nennen. Diese Vögel dienten ehemals den Priestern des Landes zur Speise, denen es so gar nicht einmal frey stand, etwas anders zu essen. Die Beschreibung die man davon macht, scheint mit keinem andern Vogel, als des Colibri seiner, übereinzukommen. Sie legen vier Eyer, und brüten sie wie andere Vögel aus. Sie haben einen sehr schnellen Flug, saugen schwebend über den Blumen den süssen Saft heraus, und erhalten sich ohne die geringste Bewegung in der Luft. Ihre Farbenmischung ist noch schöner, als an dem Pfau.

Die Spinnen, die sich auf dieser Pflanze aufhalten, schlagen in dem Bälglein der Raupen ihre Wohnung auf. Sie sind ganz haricht; mit scharfen Zähnen bewaffnet, die bey ihrem Biß einen gewißen Saft fahren lassen, wodurch er sehr gefährlich wird. Sie überfallen die Colobritgens in ihren Nestern, beißen sie todt, und saugen ihnen das Blut aus. Es dienen ihnen noch die Ameisen zu ihrer Nahrung, die sie sehr leichte auf den Bäumen wegfangen, weil sie acht Augen haben, davon zwey überwärts, zwey unterwärts, zwey nach der einen, und zwey nach der andern Seite gerichtet stehen, die Ameisen ihnen daher unmöglich auswei-

chen können. Sie wechseln ihre Haut gleichwie die Raupen.

Eine andere Gattung Spinnen, träget ihre Eyer unter dem Bauch, in einer Art von Rinde, aus der die Jungen herauskommen. Sie hat auch acht Augen, die aber nicht, in so schöner Ordnung, als bey den großen stehen.

Man findet in Surinam geflügelte Ameisen, und von einer außerordentlichen Größe. Sie machen in einer einzigen Nacht die Bäume von ihrem Laube kahl, und schleppen es in ihre Nester, nicht zu ihrer Nahrung, sondern für ihre Jungen, die sich nur noch im Wurmstande befinden. In einem so warmen Lande brauchen sie keinen Vorrath auf den Winter zu sammlen; allein sie machen Hölen in die Erde, die zuweilen acht Fuß hoch sind, und die Menschen nicht besser verfertigen könnten. Wenn sie sich an einem Ort hinbegeben wollen, wohin sie keinen Uebergang finden, so wissen sie sich Brücken zu machen, die vörderste setzt sich auf ein Stückchen Holz, das sie zwischen ihren Zähnen feste hält, die folgende hängt sich an die erstere, die dritte an die zweyte, die vierte an die dritte, und so weiter fort. In dieser Stellung überlassen sie sich dem Winde, bis die letzte an die gegen über liegende Seite angetrieben worden

den ist, woselbst sie gleichfalls irgend ein Mittel, sich anzuheften, findet. Diese Kette dient alsdenn allen übrigen statt einer Brücke zum übergehen. Diese Ameisen sind allezeit mit den Spinnen und den andern Ungeziefer im Lande im Krieg. Sie kommen alle Jahre einmal in unzählbaren Schwärmen aus ihren Hölen hervor, schleichen sich in die Gebäude ein, durchkriechen alle seine Gemächer, und machen alle Insekten, die sie darinnen finden, todt, und saugen sie aus. Wenn sie auf eine große Spinne stoßen, so fallen sie so hauffenweiß auf sie, daß sie in einem Augenblick aufgefreßen ist. Selbst die Bewohner des Haußes sind die Flucht zu nehmen, gezwungen, wohl aber ohne Zweifel aus keiner anderen Ursache, als des Ungemachs wegen; denn man versichert, sie fielen die Menschen nicht an. So bald sie ein Gebäude rein gemacht haben, so ziehen sie in ein anderes, wo sie eben so aufräumen, und kehren endlich wieder in ihre Hölen zurücke.

Die Raupen, die sich auf der Guaiave-Pflanze aufhalten, sind bunt. Einige sind weiß und schwarz gestreift, und haben an jeder Seite funfzig rothe und glänzende Korallenähnliche Tüpfchen. Diese Raupe spinnt sich ziemlich geschwinde in eine starke Puppe ein: es kommt ein schwarz und weiß-

gestreifter Nachtvogel daraus zum Vorschein.

Aus den Puppen einer grünen Raupe, kommen schwarz gesprengelte Zweyfalter, mit durchsichtigen Flügeln hervor. Aus einer andern Art Raupen, auf eben derselben Pflanze, entstehen durch eine außerordentliche Verwandelung, weiße Baummyten, die sich innerhalb sechs Tagen in grüne Fliegen verändern.

In einigen Gegenden findet man Gummiguttibäume, die denen in Europa ähnlich sind, aus denen man das Gummi durch Einschnitte in seine Rinde abzapft. Auf diesen hält sich eine große Raupe auf: sie ist grün und schwarz gestreift, und bringt einen der schönsten Schmetterlinge, den man sehen kann, hervor.

Eine grüne Raupe, die man auf der Marquias gefunden hat, welches eine Pflanze ist, die wie die Glockenblume in die Höhe steigt, eine gelbe Frucht trägt, und deren Blüthe eigentlich die so genannte Paßionsblume ist; diese Raupe hatte sich, in einer Blume selbst, eine kleine, sehr betrachtungswürdige Wohnung gemacht; die aus kleinen, auf ausgehölte Stückchen Holz angebrachten Röhrchen bestand. Dieses Insekt durchlief dieses, in verschiedne kleine Gemächer eingetheiltes Hüttchen, und sahe bald durch das eine, bald durch das an-

andere Röhrchen, was außen vorgieng. Nach der Verwandelung in eine Puppe, wird es ein klein geflügeltes, roth und braun gesprengeltes Thierchen.

Eine andere Raupe verwandelte sich in einem kleinen Schmetterling und noch eine in eine fleckigte Fliege, die sehr gespaltene und sehr zarte Pfotchen hatte.

Auf den Blättern einer rothen Lilie, die ohne Wartung wächst, befindet sich eine Raupe, die mit eisenharten Haaren bedeckt ist. Ihr Kopf und Pfoten sind roth, der Leib ist mit blauen und von gelben Ringen umgebenen Flecken gesprengelt: die grünen Blätter der Lilie sind ihre Nahrung. Sie spinnt sich in ein eyförmig Häußchen ein; darinnen wird sie zu einer braunen Puppe, woraus ein schöner Nachtvogel heraus kommt, der oberwärts hellbraune, und unten Pomeranzenfarbige Flügel, mit untermischten schwarzen Flecken hat.

Eine andere, die man neben eben dieser Lilie im Grase fand, war roth, mit grün, weiß und schwarz gestreift; sie verwandelt sich in eine weiß und schwarze Fliege.

Die Pflanze Bacove, so eine Art der Banane ist, und ein zärteres Mark als die andern hat, dient Raupen zur Nahrung, die einen mit vier Spitzen bewaffneten Rücken haben. Ihr Kopf scheint mit einer

Krone

Krone umgeben zu seyn. Sie verändert sich in eine holzfarbigte Puppe, an deren jeder Seite sich zwey silberähnliche Flecken befinden. Es kommt daraus ein sehr schöner Zweyfalter an den Tag, an dem die zwey obern Flügel, unten hell Okerfarb, und die beyden andern schön blau sind. Die Oberfläche ist gelb, braun, weiß und schwarz gestreift. Man nennt ihn den kleinen Atlas.

Unter der Wurzel einer stachlichten Distel, die in den Surinamschen Feldern wächst, und eine gelbe Blume trägt, findet man kleine pomeranzenfarbige Würmer; ihr Kopf und Schwanz ist schwarz; sie verwandeln sich nach und nach in Käfer, behalten aber unter dem Bauche etwas wurmhaftes bey. Dieses sind die Zähne dieses Wurms, die bey seinem Wachsthum und seiner Vergrößerung die Hörner des Käfers werden. Die den Leib bedeckenden Flügel sind anfangs Okerfarb und schwärzen sich nach und nach. Diese Käfer legen Eyerchen, woraus die Würmer, aus denen sie erzeugt werden, hervor kommen.

Die Raupen auf der Vanille und auf dem Kakaobaum, sind in ihren Gattungen sehr abgeändert. Auf der Vanille findet man oft braune, mit gelben Streifen aus denen sehr schöne, rothe, braune und

safran-

safranfarbige, mit silberähnlichen Mackeln gesprengte Schmetterlinge werden. Des Kakaobaum seine sind schwarz, roth gestreift, und mit kleinen weißen Tüpfchen bestreut. Sie verwandeln sich in kleine weiße, schwarz gestreifte und besprengte Nachtvögel.

Der so genannte Sodoms-Apfel wächst auf einen anderthalb oder zwey Ellen hohen Baum. Er ist, selbst die Blätter nicht ausgenommen, voller Dornen. Seine Frucht ist sehr giftig. Die Raupe, die sich auf diesem Baum einfindet, ist braun, mit roth gestreift, und verwandelt sich in einen braun gesprengelten Nachtvogel. Am Stamme hält sich ein pomeranzenfarbigter Wurm auf, der zu einer schönen Heuschrecke wird.

Auf den großen Zitronenbäumen in den Surinamschen Gefilden, findet man, ein sehr seltenes, und von den Raupen gänzlich verschiedenes Thier. Es erhält sich von den Blättern des Baums, an die es sich wie eine Schnecke, vermittelst seiner mit einer Haut umzognen Pfotchen anleimt. Dieses Ungeziefer ist so giftig, daß die davon berührte Glieder steif werden, und sich entzünden. Nach veränderter Haut spinnt er sich ein Häußchen, aus dem ein schöner Nachtschmetterling zum Vorschein kommt. Auf den Früchten findet man zuweilen eine

Gat-

Gattung schwärzlicher, mit roth und gelb besprengelter Käfer.

Der Baum, der die sogenannte Pompelmous trägt, eine Art Aepfel, die nicht so süße als eine Pomeranze, und nicht so sauer als eine Zitrone ist, hat grüne Raupen mit einem blauen Kopf, deren Leib, mit langen Haaren, so hart, als Eisendrat, bedeckt ist. Aus ihren Puppen kommen schöne, schwarze, grüne, blaue und weiße, mit Gold und Silber glänzende Schmetterlinge hervor, die so schnell und hoch fliegen, daß man keine davon bekommen kann, wenn man sich, die Raupen zu erziehen, nicht die Mühe nimmt.

Die schwarzen, gelb gesprengelten Raupen, die man auf der Palma Christi findet, schließen sich, wie die Indianer in eine Art von Lamat ein, woraus sie fast niemals ganz herauskommen. Wenn sie ihre Stelle ändern, um ihrer Nahrung nachzugehen, so tragen sie, wie die Schnecken, diese kleinen aus trocknen Blättern bestehende Hüttchen, mit sich fort, und machen sie, mit außerordentlicher Geschicklichkeit an dem Orte, wo sie bleiben wollen, auf den Zweigen feste. Sie verwandeln sich in garstige Nachtschmetterlinge.

Eine, aus dem Lande der Karaiben, nach Surinam verpflanzte Rose, woselbst

sie sehr gut gedeyt, hat das besondre an sich, daß sie des Morgens, bey dem Aufblühen, weiß ist, und des Nachmittags roth wird. Man findet an derselben weiße, mit braun gesprengelte Raupen: sie verändern sich in zweyerley Schmetterlinge; die einen sind schwarz und gelb; die anderen sind unterwärts dunkelgrün, und oben gelb, blau und roth gesprengelt.

Die Slapertjos oder der Schläfer, ist eine ganz besondere Pflanze. Sie hat den Namen von der Beschaffenheit, in welcher ihre Blätter die Nacht zubringen. Nach Sonnen Untergang vereinigen sie sich paarweise zusammen, so, daß eins auf dem andern zu liegen kommt, und nur ein einziges Blatt auszumachen und zu schlafen scheinen. Sie hat die Tugenden eines guten Wundkrautes. Ihr Stengel ist sehr hart, und wächst sechs Fuß hoch. Es kommen daran kleine gelbe Blumen zum Vorschein, woraus lange und schmale, mit kleinen Saamenkörnern angefüllte Hülsen erwachsen. Sie hat eine weiße und sehr faserichte Wurzel. Die Raupe auf dieser Pflanze ist grün, Rosenroth gestreift, mit zwey kleinen Hörnern bewaffnet, und ihr Schmetterling wird braun mit gelb verziert.

Die Surinamschen Feigen und Weintrauben, sind wie die in Europa. Die rothe

rothe, weiße und blaue Weinrebe, kommt da so leicht fort, daß ein abgeschnittener und in die Erde verpflanzter Stock, in sechs Monaten darauf, reife Trauben trägt. Wenn man alle Monate Reben verpflanzte, so könnte man das ganze Jahr über, Weinbeeren haben. Wenn man sich mit ein wenig Mühe und Fleiß auf den Anbau des Weinstocks legte, so könnte die Surinamsche Kolonie Europa mit Wein versehen.

Die Feigenbaumraupen verändern bey ihrer Verwandelung ihre Farbe. Aus grünen gelbgestreiften, werden sie pomeranzenfarbigt mit rothen Streifen, und kriegen einen schwarzen Kopf und Schwanz. Ihre Puppe wird verwelkt rosenroth. Aus dieser kommt ein brauner, aber über alle maßen schöner Nachtvogel ans Licht.

Die Raupen, die man auf den Weinreben antrift, sind braun, anmuthig mit weiß besprengt: sie kriechen sehr geschwind, fressen viel, und werfen vielen Unrath von sich. Auf ihrem letzten Gelenke sieht man ein krystallweißes Bälgchen, das bey dem Athemholen des Thierchen auf und niedergeht. Sie verwandelt sich in einem zierlich gefalteten Weinblatt zur Puppe. Diese bringt einen grünen Nachtschmetterling, dessen Flügel sich mit roth und blau enden, zum Vorschein.

Eine außerordentliche Pflanze, deren Blumen, der Farbe nach, der Pfersich-Blüthe ähnlich sind, trägt grüne und runde Früchte, die, wie die Körner an einem Rosenkranz, sieben oder achte an der Zahl, an einander hängen. Die Raupe, so man daran findet, ist ziemlich sonderbar. Sie ist roth von Farbe und braun besprengt. Sie spinnt einen halb Ellen langen gelben und dicken Sack, in welchem sie den Tag über bleibt, und nur des Nachts heraus, und ihrer Nahrung nachgeht. Es wird ein gelber, braun besprengter Zweyfalter aus ihr.

Auf einer andern, eben so wenig bekannten Pflanze als die vorhergehende, und die eine der Tuberose ähnliche Blume trägt, findet man nebst schönen braunen, mit schwarz und weiß gesprengelten Raupen, kleine weiße Thierchens, die ihr Bälgchen ablegen und hinter sich herschleppen. Diesem kleinen Gewürme dienen gewiße grüne Läuse zur Nahrung. Sie verfertigen sich aus ihrer Haut ein Häuschen, aus dem eine holzfarbige Fliege herauskömmt. Die Raupen aber, werden zu braunen und weißen Sommervögeln, die auf den hintern Flügeln vier pomeranzenfarbigte Mackel haben.

Die Athea, die in Surinam Ockerum genennet wird, wächst daselbst über

mannshoch, trägt zweyerley Blumen, davon die eine blaßgelb, die andere rosenroth ist, und eine Frucht giebt, die von den Indianern gegessen wird. Ihre Raupen bringen röthliche Schmetterlinge an den Tag. Auf ihren Blättern sitzt es voll kleiner weißen Thierchens, die schwarze Fleckchen haben, und sich in ein klein beflügeltes Würmchen verwandeln, das aber, dem Angriff zu entfliehen, bald davon springt.

Eine Art Kreutzbaum, der acht Fuß hoch wächst, und dessen Blüthen dunkelroth, die grünen Blätter aber mit einer Art Franzen besetzt sind, davon jede sich mit einem Knötchen endiget; hat eine sehr besondere Raupe. Sie besitzt Stärke, und ob sie gleich viel frißt, so läßt sie doch wenig Unrath von sich. Wenn man sie anrührt, stößt sie stark zurück. Nach Ablegung ihrer grünen Haut, bleibt sie einen ganzen Tag roth, und des andern Morgens findet man sie in eine, verwelkt rosenrothe Puppe verwandelt, an der noch ein Rüßel zu sehen ist; aber das besonderste ist, daß diese Puppe, die bey andern unbeweglich bleibt, Bewegungen macht, die zuweilen eine Viertelstunde dauern. Sechs Tage darauf kommt ein großer Nachtschmetterling ans Licht, dessen Leib mit sechs großen runden pomeranzenfarbigten

Mackelen

Mackeln ausgeschmückt, und mit vier Flügeln und sechs Füßen versehen ist. Er ist schwarz und sehr schön gesprengelt. Sein Rüßel bestehet aus zwey Röhren, die er bey dem Aussaugen des Blumensafts nur in eine zusammenzieht. Er rollt ihn darauf zusammen, und versteckt seinen Kopf zwischen seinen beyden Augen so gut, daß man ihn kaum entdecken kann. Er ist so stark, daß man zu thun hat, ihn todt zu machen. Er legt weiße Eyer, und zwar in großer Menge.

Auf einem Baum, den die Holländer in ihrer Sprache, Marmelade Schachtelbaum nennen, weil seine, obschon harte und mit Wolle bedeckte Frucht, ein markigtes Wesen enthält, das wie Mispeln schmeckt, und wie eine Schachtel aussieht; auf diesem Baume findet man eine schwarze Raupe, die ganz mit Stacheln bedeckt ist, an deren Ende eine Art kleiner Sternchen hängt. Sie verwandelt sich in einen so schönen Schmetterling, daß er den Namen der königliche Page bekommen hat. Man merkt hiebey an, daß die Aeste des Baums kleine harte, mit runden Hörnchen umgebene Auswüchse treiben, deren man sich in Lungenkrankheiten bedient.

Auf dem Ruku, einen Baum, aus dem die Indianer ihre berühmteste Farbe ziehen, findet man eine, wegen ihrer Farbe

 sehr

sehr anmerkungswürdige Raupe. Dieser Baum ist sehr groß und treibt hellrothe Blüthen, wie die Europäischen Aepfelbäume. Im Abfallen kommen an ihre Stelle, lange runde Schoten, die Stacheln, wie die Kastanienschalen haben. In diesen Hülsen stecken schöne rothe Samenkörner, die man in Wasser einweicht. Darinn lassen sie ihre Farbe fahren, die sich zu Grunde setzt. Das Wasser wird sachte abgegossen, die Farbe herausgenommen und getrocknet. Die Indianer brauchen dieselbe, ihre Haut mit allerley Figuren zu bemahlen. Die Raupen, die man auf diesem Baume sieht, sind braun, gelb gestreift, und mit rothen Haaren bedeckt. Die verwandelten Puppen sind hart und zotticht. Die Schmetterlinge, die herauskommen, sind Nachtvögel, und von grüner Farbe, die ins Braune fällt.

Die Pflanze, die man **Blume**, oder **Pfaukoppe** nennt, ist wegen der Tugend berühmt, die man ihren Saamenkörnern zuschreibt, und die darinn bestehet, daß sie bey Frauen in Kindesnöthen, auf der Stelle so zu sagen, die Niederkunft befördern. Man versichert, die Indianischen Weiber, die als Sklavinnen der Holländer, in Surinam sehr hart gehalten wurden, hätten derselben sich zum Abtreiben bedient, und zwar in der Absicht, keine

Kinder

Kinder auf die Welt zu bringen, denen ihr eignes Unglück bevorstünde. Die Raupe auf dieser Pflanze ist grün, die Puppe braun, und der Schmetterling aschenfarbig.

Eine Art Jasmin von vortreflichen Geruch, der allenthalben auf den Surinamschen Feldern buschweise wächst, ist der gewöhnliche Aufenthalt der Schlangen und der Eyderse, insonderheit der Inguana ihrer. Diese letztere umwindet sich auf so eine bewundersame Weise um diese Pflanze, daß sie recht in der Mitte ihrer Krümmungen den Kopf versteckt. Die Raupen, die sich auf den Blättern dieser Pflanze nähren, sind grün, ihre Puppe ist braun, mit Schwarz gestreift. Der Zweyfalter ist ein Nachtvogel, hat Flügel, woran der Untertheil gelb, und der ganze Ueberrest aschenfarbig ist.

Es giebt in diesem Lande eine grüne Frucht, die Tabrouba heißt, und auf einem großen Baum wächst, der eben diesen Nahmen hat, dessen Blüthen weiß grünlich sind, und den Affen zur Nahrung dienen. Die Blätter lassen im Abfallen einen Knopf zurücke, aus dem nach und nach die Frucht herauskommt. Sie enthält eine ziemliche Menge weißer Saamenkörnchen, beynahe wie die Feigen. Man drückt den Saft heraus, der an der Sonne

schwarz wird. Die Indianer bedienen sich desselben, verschiedene Theile ihres Leibes bunt zu bemahlen. Bey dem Abhauen eines Zweigs dieses Baums, kommt ein milchhafter Saft hervor, mit dem sich die Indianer den Kopf reiben, denn, da sie allezeit mit entblößtem Haupte gehen, so läßt verschiedenes kleine herumfliegendes Ungeziefer, seine Saameneyerchen darauf fallen, woraus sich ein kleines sehr beschwerliches Gewürme erzeugt, das dieser Saft vertreibt. Die Raupe auf dem Tabrouba ist gelb und schwarz, mit kleinen zerstreuten Haarhupchens wie Buckeln, bedeckt.

Der Palmwurm, der so heißt, weil er auf diesem Baum seine Nahrung sucht, wächst in dem Stamme, dessen Mark er frißt. Er ist anfangs nicht größer als eine Myte, hernach wird er einen Zoll lang, und noch viel dicker. Er wird auf dem Rost gebraten, gegessen, und vor eine sehr leckerhafte Speise gehalten. Aus diesem Wurm wird ein schwarzer Käfer, den die Holländer in ihrer Sprache, die Palmwurm-Mutter nennen.

Auf den Granatbäumen, eine Holzart, die in Surinam von sich selbsten wächst, findet man Käfer, die langsam, faul und sehr leicht zu fangen sind. Sie haben vorn an dem Kopfe einen langen Saugrüßel, den sie auf die Blumen ansetzen,

setzen, um ihren Saft auszusaugen. Gegen den Maymonat springt ihnen die Haut an dem Rücken auf, und es kommen grüne Fliegen, mit durchsichtigen Flügeln heraus.

Man trift eine Art Fliegen in diesem Lande an, die einen sehr schnellen Flug haben. Sie machen ein Gesumse, das dem Klang einer Leyer ähnlich ist, und das man ziemlich weit hören kann. Noch giebt es eine andere, die man den **Laternträger** nennt. Ihr Kopf endigt sich mit einer langen Kappe, die im Finstern leuchtet. Bey Tage ist sie gleich einer Blase durchsichtig, und roth mit grün gestreift. Das Licht, das sie bey Nacht von sich wirst, gleicht so sehr dem Scheine einer Laterne, daß man sich dessen wohl zum Lesen bedienen könnte.

Der Baum, den die Indianer Ouike-Botje nennen, bringt Blüthen mit langen weißen Zasern hervor. Das Behältniß, worinn der Saamen enthalten ist, bestehet aus einer langen und gekrümten Schote, worinnen schwarze, mit einem klebrichten Saft umzogne Bohnen stecken, und einen sehr angenehmen Geschmack haben. Auf diesem Baume findet man wundersam schöne Raupen, die sich in die schönsten Schmetterlinge, die man nur sehen kann, verwandeln.

Die größten Surinamschen Raupen, findet man auf dem Pomeranzenbaum, der daselbst so hoch als der größte Apfelbaum in Europa wächst. Sie sind grün, und haben längst dem Leibe hin, einen gelben Streif, und auf jedem Gelenke erscheint eine Art pomeranzenfarbichter Korallen, die mit kleinen sehr zarten Härchen umgeben sind. Sie spinnen sich ein ockerfarbenes Häußchen, aus dem ein schöner Nachtvogel an Tag kömmt, dessen Flügel mit einem Mackel, den man für Talkstein ansehen sollte, geschmücket sind. Sie haben einen sehr schnellen Flug. Der Faden an ihren Puppen ist so stark, daß man Seide daraus machen könnte.

Mademois. Merian sagt, als sie eines Tages eine wüste Gegend durchstrichen wäre, hätte sie unter verschiednem Gehölze, eine Art eines Mispelbaums, den auch die Leute dieses Landes diesen Namen beylegten, gefunden. Seine Frucht schließt ein weißes Wesen in der Gestalt eines Herzens in sich, das mit schwarzen Saamenkörnern umgeben ist. Unter ihr stehen zwey dicke blutrothe, und unter diesen zwey grünliche Blätter; so, daß alles zusammen einen sehr anmuthigen Anblick macht. Eben diese Demoiselle setzt hinzu, sie habe auf diesem Baum eine gelbe Raupe gefunden, deren Leib, der Länge nach, rosenroth gestreift gewe-

gewesen wäre. Die Pfotchen hatten eben dieselbe Farbe, der Kopf war schwarz, und jedes Gelenke mit vier schwarzen Spitzen bewafnet. Sie veränderte sich zu einer Puppe von heller Holzfarbe. Vierzehn Tage hernach, kam ein vortreflicher Schmetterling zum Vorschein. Er schien ganz silberbraun zu seyn, wodurch das grüne, blaue und purpurrothe durchschimmerte. Er war mit einem Worte so schön, daß er sich nicht beschreiben, ja selbst mit dem Pinsel nicht vorstellen läßt. Jeder Flügel hatte drey runde, pomeranzengelbe, mit einem schwarzen Ring, eingefaßte Mackeln. Dieser Ring war, von einem andern grünen umgeben. Die Enden an den Flügeln waren pomeranzenfarbig und schwarz mit weiß gestreift.

Im Monat April, fährt Mademoiselle weiter fort, fand ich an einem Fenster, ein Klümpchen Erde, in Gestalt eines Eyes. Ich machte es auf und fand in vier Abtheilungen weiße Würmer, nebst ihrem abgelegten Bälgchen; den dritten May kamen sehr schöne Wespen zum Vorschein. Dieses Ungeziefer war mir zu Surinam nicht wenig zur Last; es flog unterm Zeichnen mir beständig vor den Augen herum, und sumsete mir die Ohren voll. Ich sahe es nicht weit von mir sein Nest aus Lehm bauen, das so rund war, als wenn es auf einer

Töpferscheibe wäre gedrehet worden. Es stund auf einer Art Fußgestelle, das die Wespen mit einer Decke von Thon umgaben, damit nichts dazu kommen konnte. Oben zu, hatten sie eine runde Oefnung gelassen, die ihnen zum Ein- und Ausgang diente. Ich bemerkte, daß sie täglich kleine Raupen hinein brachten, womit sie ihre Jungen fütterten. Endlich ward mir ihre Gesellschaft zu überlästig, ich zerbrach ihre Wohnung, und verjagte sie.

In einem Teiche, darinnen, dem violblauen Safran ähnliche Blumen, auf einem Ellen hohen Stengel wachsen, der keine andre Blätter, als unter jeder Blume ein einziges blaues, gelb gesprengeltes Blatt hat, fand Mademoiselle Merian ein Ungeziefer, das die Einwohner des Landes Wasserscorpion nennen. Sie fieng den 10ten May 1701 verschiedene davon, und den 12ten schon kam ein fliegendes, sehr häßliches Insekt zum Vorschein, welches sie abzeichnete. Von seiner natürlichen Beschaffenheit macht sie keine weitere Beschreibung.

In eben dem Teiche fand sie verschiedne grün und braun gesprengelte Frösche, die mit zwey Ohren versehen waren, und an dem Ende der Klauen jeder Patte, ein kleines Kügelchen hatten. Diese zweyte Eigenschaft schien ihr eine ziemlich besondere

Gabe

Gabe der Natur zu seyn, um ihnen dadurch nicht nur das Schwimmen, sondern auch das Springen auf dem Kothe zu erleichtern. Diese Frösche leichen an dem Rande der Teiche. Mademoiselle Merian wollte die Verwandelungen dieser Thiere beobachten, that daher etwas von diesem Froschleich auf einen Rasen, in ein mit Wasser angefülltes Gefäße. Dieser Leich ist nichts anders, als ein kleines schwarzes, in eine Art weißen Schleims, eingehülltes Kernchen, der ihm so lange zu seiner Nahrung zu dienen scheint, bis es zu seiner Bewegung genugsame Kräfte erlangt hat. Innerhalb acht Tagen kriegt es einen Schwanz, und fängt im Wasser an zu schwimmen. Einige Tage nachher zeigen sich seine Augen, hernach die Hinterpatten, und acht Tage darauf die Vorderpatten, die aus der Haut hervor zu kommen scheinen. So bald das Thier seine vier Pfoten hat, fällt der Schwanz ab, es wird ein vollkommner Frosch, kommt aus dem Wasser heraus, und springt auf der Erde herum.

Auf einem Baum, den Hr. Commelin für den Malacka-Pela hält, findet man eine grüne Raupe, mit sechs weißen Streifen an jeder Seite; einem schwarzen runden Fleckchen auf jedem, und mit einem rothen Horn auf dem letzten Gelenke. In zwanzig Tagen kommt aus der Puppe ein

Nacht-

Nachtvogel hervor, der aschenfarbige, mit schwarz und weiß marmorirte Flügel hat. Auf dem Leibe sieht man zehn pomeranzenfarbige Mackelchen. Sein Kopf ist mit einem langen rothen Saugrüßel versehen, den er zum Aussaugen der Blumen braucht.

Auf eben diesem Baum sieht man noch andere Raupen, ganz mit weiß und gelben Haaren bedeckt. Ihre Haut, ist der menschlichen vollkommen gleich. Sie sind so giftig, daß wenn man sie nur ein wenig berührt, so schwillt die Hand mit großen Schmerzen auf; ob sie gleich vier Pfotchen haben, so kriechen und ruhen sie doch auf den Gelenken. Das Häußchen, worinn sie sich einwickeln, bestehet aus ihren Haaren. Es kommen nur kleine heßliche Fliegen heraus.

Bey einer Wasserpflanze, die eine Art blaßrother Kreße ist, und als Salat gegessen wird, findet man gewöhnlich eine Gattung Kröten, davon das Weibchen ihre Jungen auf den Rücken trägt. Ihre Bärmutter Uterus, liegt längst dem Rücken selbst, wo auch die Empfängniß ihrer Jungen vor sich geht. Wenn sie zur Geburt zeitig sind, so machen sie sich eine Oefnung durch die Haut, und kriechen eins nach dem andern heraus. Mademoiselle Merian hat eine Mutter mit ihren Jungen, im Weingeist aufbehalten, davon einige

schon mit dem Kopf, und andere mit halben Leibe zum Vorschein kamen. Sie versichert, die Schwarzen äßen diese Kröten, und fänden sie vortreflich nach ihrem Geschmack. Sie sehen schwärzlich braun aus. Die Vorderpfoten sind den Fröschen ihren, und die hintern den Entenfüßen ähnlich.

Im Monat Jenner 1701, fand Mademois. Merian in einem Walde nahe bey Surinam auf einer schönen rothen Blüthe eines Baums, dessen Namen noch Eigenschaften ihr die Einwohner des Landes nicht zu sagen wusten, eine große Raupe von eben derselben Farbe, die auf jedem Gelenke gleichsam drey blaue Korallen Körner hatte, aus deren jedem ein schwarzes Federchen empor stund. Sie spunn sich sehr bald in ihr Häußchen ein, und verwandelte sich in eine ganz seltene Puppenart. Es kam aus ihr ein Sommervogel, von bewundersamer Schönheit, ans Tageslicht. Die hintern Flügel, waren unten mit einem schönen Blau bemahlt, und oben weiß und blau mit braun vermischt. Auf den vordersten befanden sich drey schwarze, gelbe und braune, bewundernswürdig glasürte Ringe. Die Holländer haben diesem Schmetterling, den Nahmen des großen Atlas beygelegt.

Eine der grösten Raupen Gattungen findet man auf dem Kakaobaum. Mademoi-

moiselle Merian bekam davon eine grüngelblichte, die ganz mit scharfen, unterwärts grünen und gegen die Spitze zu, gelben Haaren bedeckt war. Aus ihrer Puppe kam ein großer rosenrother Nachtschmetterling zur Welt, dessen untere Flügel zwey große weiße mit schwarz eingefaßte Flecke, nebst drey schwarzen in der Mitte hatten. Die Raupe ist sehr giftig. Mademoiselle Merian sagt, ihre Finger, die sie berührt hätten, wären davon ganz rothfleckigt und schwarzgelb geworden, wobey sie einen heftigen Schmerz, bis an den Ellenbogen empfunden hätte. Sie nahm zum Scorpionöl ihre Zuflucht, welches für ein gewißes Hülfsmittel vor den Stich, der meisten Insekten gehalten wird, es verfloß keine halbe Stunde, so waren ihre Finger geheilt.

Eine andere Raupe, die am Fuße eben des Baums, das Graß befraß, bunt war, und schwarze Streifen nebst schwarzen Ringen hatte, wurde zu einer schönen grauen und meergrünen, mit silberhaften Flecken ausgeschmückten Fliege; aber noch bemerkungswürdiger war sie wegen ihrer Schwänze, und dem dritten Paar Flügeln, die sich an den untern befanden.

Unter den Raupen, die sich auf den Zitronenbäumen befinden, beklagt der Verfasser, daß die mit einem gelben Rücken, einem rothen Bauch, und einem doppelten

Streif

Streif auf dem Schwanze, der eine Flamme vorstellt, nicht gemeiner sind. Ihr Gespinste ist eine Art Seide, die glänzender und dichter ist, als der Seidenwürmer ihre. Könnte man ein Mittel, sie leichte zu erziehen finden, so würde man, muthmaßlicherweise, von ihnen mehr Nutzen als von den Seidenwürmern haben. Ihr Schmetterling ist sehr groß, goldfarbig und roth, mit weißen Streifen auf allen Flügeln, davon jeder noch mit einem hellen, wie Glaß durchsichtigen Flecken, den zwey Zirkel, ein weisser und ein schwarzer einfaßen, ausgeschmücket ist. Dieser Fleck ist einem berahmten Spiegel sehr ähnlich.

Mademoisſ. Merian merkt an, diejenigen Reisebeschreiber wären in einen groben Irrthum verfallen, die da geglaubt haben, das Thier, dem die Holländer in ihrer Sprache den Namen Geheblat beygelegt, wachse auf einem Baum, von dem es bey seiner Reife, wie eine Frucht abfiele, und gleich darauf zu gehen oder zu fliegen anfange. Sie versichert, es komme gleich andern Insekten, aus einem Ey hervor, und erklärt mit wenig Worten seine Entstehungsart. Es erzeugt sich, sagt sie, durchs natürliche Begatten. Das Weibchen legt ihre Eyerchen an Oerter, wo die künftige junge Brut ihre Nahrung finden kann. Anfangs sind es Würmer oder

Rau-

Raupen, die durchs Abfreßen der Kräuter oder Blätter heran wachsen.

So bald sie ihre eigenthümliche Größe haben, so spinnen sie sich ein, und verwandeln sich in Puppen, die mehr oder weniger Zeit brauchen, zu der nöthigen Stärke zu gelangen. Das Insekt, das aus diesen Puppen herauskommt, ist feucht und eingekrümmt, und erst nach versuchter Bewegung, von länger als einer halben Stunde, fangen seine abgetrockneten Flügelchen sich auszubreiten an, und alsdenn erscheint erst ein vollkommener Schmetterling, der zuweilen viel größer, als die Puppe ist, in die er eingeschlossen war. Das Geheblat ist nichts anders, als eine Art Heuschrecken, die sich auf eben diese Art erzeugt. Die Kenntniß davon, die die Verfasserinn ihren Beobachtungen zu verdanken hat, bestehet in folgendem. Eines Tages kam der Neger, dem es aufgetragen war, ihr Würmer, Raupen, und anderes Ungeziefer aus den Wäldern herbeyzubringen, und überreichte ihr ein zusammengefaltetes Baumblat; sie machte es so behutsam und so geschickt aus einander, daß sie in ihrer natürlichen Lage noch einige meergrüne Eyerchen in Größe der Korianderkörner fand. In einigen Tagen darauf, kamen kleine schwarze, den Ameisen ähnliche Insekten aus denselben hervor. Bey ihrem Wachsthum,

krieg-

kriegten sie nach und nach die Gestalt eines Seekrebses. Als sie zu ihrer natürlichen Größe gelanget waren, bekamen sie Flügel, ohne sich erst wie die Schmetterlinge in Puppen verwandelt zu haben. Diese Flügel gleichen einem grünen Blatte, woran man auch Adern, wie an diesen sieht. Einige sind hell, die andern dunkelgrün. Man findet sogar graue, marmorirte und verwelkt Laubfarbne. Hat das Insekt, in seinem Nestchen, das an irgend einem Zweige anhängt, seine Gestalt bekommen, so hüllt es sich darinnen mit einer Art von Gewebe ein, worauf es sich so heftig bewegt, bis seine Flügelchen sich loß machen. Es reißt endlich sein Gewebe entzwey, und fliegt davon. Da es nun grüne Flügel, in der Gestalt eines Blates hat, so haben sich die Reisebeschreiber eingebildet, es wachse auf dem Baum, von dem es herkommt.

Madmoiselle Merian sah eine von den großen Waldratten, die ihre Jungen auf den Rücken tragen, und zeichnete sie mit großem Fleiße ab. Sie bringen gewöhnlicher Weise fünf oder sechse auf einmal zur Welt. Sie sehen gelbbraun aus, außer an dem Bauche, der weiß ist. Wenn sie ihrer Nahrung nachgehen, so folgen ihnen die Jungen; bey ihrer Heimkehr aber, oder wenn sie durch irgend ein Geräusch erschreckt werden, springen die Kleinen auf der Mut-

ter Rücken, hängen sich mit dem Schwanze an den ihrigen, und werden so von ihr, bis zu ihrem Aufenthalt getragen.

Madmoiselle Merian zeigt durch sehenswürdige Abzeichnungen und sehr merkwürdigen Erklärungen alle Verwandlungen, die mit den Fröschen in dem mittägigen Amerika vorgehen, an. Sie stellt zuerst einen vollkommenen gelbgrünlichen Frosch vor, der ein wenig ins Braune fällt, und auf dem Rücken und Seiten gesprengelt ist. Am Bauche ist seine Farbe ein bißchen blaß. Die Hinterpatten sind den Entenfüßen ähnlich, und die Vordern, wie an den gewöhnlichen Fröschen. Man trift davon viele in dem Surinam-Fluße an. Wenn sie zu ihrer natürlichen Größe gekommen sind, so fangen sie sich zu verwandeln an. Unvermerkt wächst ihnen ein kleiner Schwanz, und zwar auf Unkosten ihrer Vorderpatten, die nach und nach abnehmen, bis sie ganz verschwinden. Eben so geht es mit ihren Hinterpfoten zu, so, daß kein Schein mehr von einem Frosche übrig bleibt, sondern er ist in einem Fisch verwandelt. Die Landeseingebohrnen, und die daselbst wohnenden Europäer nennen diesen Fisch Jarkjes, und halten ihn für so leckerhaft, als die Lamprete, mit deren Geschmack sie ihn so gar vergleichen. Alle seine Gräten, selbst das Rückgrad nicht

aus-

ausgenommen, sind zart, knorplicht und in gleichmäßigen Gelenken eingetheilt. Er hat eine weiche und mit kleinen Schuppen bedeckte Haut. Kleine, sehr zarte Floßfedern dienen ihm statt der Patten, gehen vom Hinterkopfe bis an den Schwanz, und von da, bis unter den Bauch. Seine Farbe verändert sich gleichfalls, und was vorher dunkelbraun war, wird grau.

Diese Verwandelung ist das Gegentheil von der Europäischen nach der Anmerkung der Verfaßerin, die sie in eben demselben Werke beschreibt. Sie setzt ihren Zeitpunkt in den Monat März und Aprill, wenn die Sonne höher steigt, und die Luft mehr erwärmt ist. Alsdenn suchen beyderley Froschgeschlechte einander auf, und begatten sich in den Teichen und Morästen. Wenn sie den Laych von sich gelassen haben, so quacken sie, und blasen so lange drauf, bis er sich erhitzt. Dieser klebrichte Schleim wird dicker und allenthalben erscheinen schwarze Punkte. Er wird von der Sonne belebt. Kurz darauf, erhält jedes schwarzes Auge eine Art Bewegung, und zeigt sich, wie ein kleiner sehr schwarzer Fisch, der von Tag zu Tage größer wird. Er bekömmt hinten zwey Patten. Acht oder zehn Tage hernach sollte man ihn für einen kleinen Fisch halten, der von Natur zwey Patten hat. Nachmals kömmt einer von seinen

Vorderfüßen heraus, und der andere ist im Begriffe hervor zu kommen, den nur noch eine sehr dünne Haut so lange zurücke hält, bis er stark genug ist, sie zu zerreißen. So bald die vier Patten zum Vorschein gekommen sind, so erblickt man den Kopf, und die wahre Froschgestalt. Der Schwanz verschwindet inzwischen nur stuffenweise. Es bleibt nur ein sehr kleines Endchen noch, das zuletzt auch abfällt, und ein vollkommner Frosch erscheint. Sein Wachsthum hat mit der Zeit gleichmäßig zugenommen, und nach und nach kriegt er auch seine natürliche, der Gattung eigenthümliche Farbe.

Mademoiselle Merian sagt, sie habe diese Bemerkungen dem Hrn. von Seba zu verdanken. In Ansehung einer gewissen Schlangenart, die man in den Surinamschen Wäldern findet, und welche die Holländer Schutzwache, (Salvegarde) nennen, hat sie sich ihren eignen Einsichten zu trauen, nicht erkühnet. Sie unterscheidet sie nicht nur allein von der Eidexse, weil sie ungleich größer ist, sondern auch noch von der Yguana, der sie an Größe nicht beykommt, und von der Kayenan, weil sie nicht eine solche Freß- und Raubsucht äußert. Ihre Schuppen sind dünne und glänzend. Sie kriecht wie alle Eidexen, aus einem Ey aus. Sie geht gerne den Vogeleyern nach, und frißt alle auf, die sie ausfindig machen

kann.

kann. Madmoiselle Merian hat viele unten in ihrem Hofe, mit dieser Beute, in der Mache ertappt. Sie sucht auch Aaas zu ihrer Nahrung auf, aber niemals greift sie Menschen an. Wenn sie noch jung ist, klettert sie auf die Bäume, Eyer in den Nestern zu suchen. Sie legt die ihrigen beynahe so, wie die Kayenan. Sie macht in den an den Ufern liegenden Sand ein Loch, legt ihre Eyer hinein, und die Sonnenhitze bringt ihre Jungen zum Auskriechen. Ihre Eyer sind so groß, wie der Gänse ihre, aber ein wenig länger. Die Indianer essen sie.

Vierter Artikel.

Das portugiesische Guyana.

Die Portugiesen sind in dem Besitz vieler Länder längst und an dem linken Ufer des Amazonenflußes, von dem Ausfluß an des Rio Negro, in diesen Strom bis zur Mündung eben dieses Stroms ins Nordmeer, welches eine Strecke von mehr als drey hundert Meilen, von Abend gegen Morgen beträgt. Die Portugiesen behaupten sogar, daß ihnen der Amazonenfluß, in dem Umfang seines ganzen Laufs zugehöre, nemlich von dem Napoflußе an, der gegen den dritten Grad, vier und zwanzig Minuten südlicher Breite, und den zwey

und funfzigsten westlicher Länge, in denselben hinein fällt, bis zu seiner Mündung in das Meer. Die vornehmsten Schanzen der Portugiesen, von Abend gegen Morgen genommen, sind folgende, Rio Negro, Pauxis, Paru und Macapa. Die letzte liegt am dem Mitternächtigen Ufer des Amazonen-Flußes, funfzehn Meilen von seiner Mündung ins Nordmeer.

Die portugiesischen Mißionarien haben längst dem Amazonenfluß nach dem Beyspiel der Spanier, verschiedne Mißionen unter den Indianern errichtet. Man treibt zu Rio Negro einem an den mitternächtigen Ufern des Flußes, eben dieses Namens, liegenden Orte, einen beträchtlichen Sklavenhandel. Es stehet allezeit ein Commando aus der Besatzung zu Para, am Rio Negro, um die Indianer dieser Gegend in Ehrfurcht zu erhalten, und den Sklavenhandel zu begünstigen.

Die am Rio Negro entdeckte Landschaften sind von Portugiesischen Mißionen bevölkert, und werden von Karmeliter-Mönchen versehen. Man glaubt, dieser Fluß sey ein Arm des Orinoque.

§. 1.

Verschiedne Indianische Nationen, die Guyana bewohnen.

Guyana ist mit verschiednen Nationen bevölkert, die nicht einerley Sprache reden. Die erste besteht aus denen Eporemerios, von welchen viele andere herkommen, und die sich den Europäern, die sie zu unterjochen versucht, allezeit widersetzt haben. Die zweyte sind die Orinorcoponi: die übrigen machen die Arejones aus, die Iraonaquaris, die Caßipagotos, die Ayos ꝛc.

Wir haben schon erwehnt, der Ritter Raleigh erzähle als eine Wahrheit, es hätten ihm viele Indianer und einige Spanier bezeugt, daß in der Gegend des Arvislusses sich eine Indianische Nation befände, bey der Kopf und Schultern aus einem Stück zusammen gewachsen wäre. Diese außerordentlichen Indianer heißen Eouaipanomas. Man behauptet, sagt Raleigh, ihre Augen stünden auf den Schultern, ihr Mund auf der Brust, und ihre Haare auf dem Rücken. Die Indianer in Guyana versichern, es wäre dieses das furchtbarste Volk da herum; ihre Bogen und Pfeile wären dreymal so groß, als die, deren sich anderer Nationen bedienten. So viel Zutrauen man auch in den Ritter

Raleigh setzt, so wird man doch nicht in Abrede seyn können, daß seine Erzehlung sehr übertrieben sey. Es ist möglich, daß bey diesem Volke vielleicht gebräuchlich sey, den Kindern den Hals sehr zu verkürzen, so wie ein anderes Amerikanisches Volk im Gebrauche hat, ihren Kindern den Kopf, durch beständig angebrachte und zusammengezogene Breter, plat zu machen.

Diese verschiednen Völker sind fast allezeit gegen einander in Krieg begriffen; allein ihre Heldenthaten laufen auf weiter nichts hinaus, als einander einige Gefangene wegzunehmen. Dise Wilden haben eine kleine Leibesgestalt.

§. 2.

Kleidung der Indianer auf Cayenne.

Die Indianer dieses Landes gehen ganz nackend, außer, daß sie den Leib in der Mitten mit einem baumwollenen Tuche bedecken, das zwischen den Beinen durchgehet. Sie reißen sich den Bart aus, und bemahlen sich mit Roku. Ihr Anputz bestehet aus Kronen, von mannigfarbigen Federn, und in Armbändern, die aus Raßade gemacht sind.

Die meisten durchbohren sich den Knorpel zwischen den Nasenlöchern, um daran ein klein Stückchen Silber zu hängen,

gen, oder ein großes Krystallkorn, wie solches in dem Amazonenfluß gefunden wird. Bey einem gewissen Volke ist durchgehends der Gebrauch, sich in die Unterlippe ein weites Loch zu machen, und ein klein Stückchen Holz, woran dieser Krystall hängt, durchzustecken. Uebrigens trägt jede Nation ein Merkmal, woran man sie unterscheiden kann. Die einzige Bekleidung der Weiber bestehet in einen halben Fuß lang und breiten Zeug, den sie um den Gurt tragen. Einige umbinden sich an diesem Orte bloß mit einem Carretblatte.

§. 3.

Ihre Geschicklichkeit und Gebräuche.

Die Mannspersonen bedienen sich ihres Bogens zur Jagd und zum Fischfang sehr geschickt. Sie verfertigen Hamaks, an denen man die Arbeit bewundern muß. Ihre Körbe sind in einander, so künstlich zusammen verflochten, daß kein Wasser hineindringen kann.

Auf ihre Kürbisflaschen schneiden sie verschiedne Figuren ein, und beziehen sie mit einem Wasser haltenden Fernis. Bey aller dieser Geschicklichkeit sind sie äußerst faul. Man trift sie beständig in ihren Hamaken an; sie sind wegen des Zukünftigen niemals in Sorgen; nichts reißt sie

aus ihrer Gleichgültigkeit, als die dringendeste Nothdurft. Wenn sie mitten in ihrer Arbeit, ja selbst im Kriege, die Niederkunft ihrer Frauen erfahren, so eilen sie nach Hause zu kommen, verbinden sich den Kopf, und legen sich gleich, als wären sie selbst in Kindesnöthen, zu Bette; die Nachbarn kommen, sie zu besuchen, und beehren sie mit ihren lächerlichen Wünschen.

Ihre Wohnungen bestehen aus verschiednen langen Hütten, die sie Carbet nennen. Es leben viele Familien unter einem und demselben Oberhaupte zusammen; ihr Lebensunterhalt besteht in Cassava, Maitz, Fischen und Früchten.

Die Mannspersonen gehen auf den Fischfang, und die Weiber beschäftigen sich unterdessen mit dem Feldbau. In den Krieg nehmen sie wenig Lebensvorrath mit sich. Forger versichert, sie fräßen ihre feistesten Gefangnen auf, und die andern verkauften sie an die Europäer.

Sie halten viele Feste unter sich; zu denen sie einander aus einem Carbet in den andern einladen, und sich alsdenn dazu mit ihren Kronen und Gürteln von Federn anputzen. Diesen Tag vollbringen sie mit Tänzen, die mit Mahlzeiten abwechseln, wobey sie sich mit einem sehr starken Getränke, welches sie Quicou nennen, betrin-

trinken. Es wird aus einer Zusammensetzung von Cassava und Früchten gemacht, die sie zusammen kochen lassen.

§. 4.

Ihre Religion.

Diese Völker stecken in der äußersten Unwissenheit. Sie beten das Gestirne an; fürchten sich aber sehr vor einem bösen Geist, den sie Piaye nennen. Nach ihren Gesetzen müssen sie sich, mit einer einzigen Frau begnügen, die sie nicht verlassen dürfen, als in so ferne sie solche auf der That der Untreue ertappen. Gegen die Alten haben sie eine große Ehrfurcht. Stirbt einer, so beerdigen sie ihn in dem Carbet, wo er gewohnt hat, ohne weiteres Gepränge, als sich zu betrinken. Ist der Leichnam verfault, so versammlen sie die Bewohner der benachbarten Carbets, graben die Knochen heraus, verbrennen sie, und thun die Asche in ihren Trank, um sie bey einem feyerlichen Feste zugleich mit zu verschlucken.

§. 5.

Besondere Art, mit der sie ihre Oberhäupter ernennen.

Diejenigen, die zu der Würde eines Oberhaupts gelangen wollen, müssen ausnehmende Beweise, von ihrer Tapferkeit

und Klugheit abgeleget haben. Diese Wahl geschieht nach einem Kriege, und der zu Erwählende muß sich vorher zu solchen Proben verstehen, die unglaublich scheinen. Der, so nach dieser Ehrenstelle trachtet, kommt mit einem runden Schilde auf seinem Haupt nach Hause, und tritt mit niedergeschlagenen Augen und tiefem Stillschweigen in seine Hütte. Sein Vorhaben entdeckt er weder seiner Frau, noch seinen Kindern. Er begiebt sich in einen Winkel seiner Hütte, läßt sich da eine kleine Verschanzung machen, worinn er sich kaum bewegen kann. Man hängt den Hamak darüber, der ihm zu seinem Lager dient, damit er mit niemanden zu sprechen Gelegenheit habe. Aus diesem Orte kommt er nur wegen seiner natürlichen Nothdurft hervor, und um sich den harten Proben auszusetzen, welche ihm die andern Oberhäupter nach und nach auflegen.

Sechs Wochen hinter einander muß er ein sehr strenges Fasten beobachten. Seine ganze Nahrung besteht aus einem bischen gekochter Hirse und Cassava, wovon er nur die Mitte heraus essen darf. Die benachbarten Oberhäupter kommen, ihn des Morgens und des Abends zu besuchen. Sie stellen ihm auf das nachdrücklichste vor, er müsse, um sich der Ehre, darnach er trachte, würdig zu machen, keine Gefahr

fahr scheuen, es würde ihm nicht allein obliegen, den Ruhm der Nation zu behaupten, sondern auch an denen sich zu rächen, die im Kriege ihre Verwandten und Freunde gefangen genommen, und sie eines grausamen Todes hätten sterben lassen; Arbeit und Beschwerlichkeiten würden einzig und allein sein Loos seyn, und es werde ihm kein anderer Weg, Ruhm zu erlangen, offen stehen. Nach dieser Anrede, die er mit aller ihm nur möglichen Bescheidenheit angehöret; bekommt er eine unzählbare Menge Streiche, um ihm zu zeigen, was er auszustehen haben würde, wenn er den Feinden seiner Nation in die Hände fallen sollte. Er steht aufrechts, mit übereinander geschlagenen Händen auf dem Kopfe. Jedes Oberhaupt versetzt ihm drey große Streiche auf den Leib, mit einer aus Palmenwurzeln gemachten Peitsche. Während dieses Auftrits beschäftigen sich die jungen Leute aus der Wohnung, Peitschen zu verfertigen. Denn, da der Büßende nur drey Streiche mit einer und derselben Peitsche bekommt, so braucht man deren sehr viele, wenn Oberhäupter in großer Anzahl vorhanden sind.

Diese Behandlung geht, während sechs Wochen zweymal des Tages vor sich: er kriegt die Schläge an drey Orten seines Leibes; auf die Brust, auf den Bauch und an die Schenkel. Das Blut rieselt allenthalben

halben hervor, und bey dem allerempfindlichsten Schmerz, darf er nicht die geringste Zuckung machen, noch das geringste Zeichen von Ungeduld spüren lassen. Er geht darauf wieder in seinen Kerker hinein, wo es ihm, sich auf sein Lager zu legen, frey steht, über das man gleichsam zu Siegeszeichen alle die Peitschen legt, die zu seiner Marterung gebraucht worden sind.

Wenn er sich bey seiner Standhaftigkeit, und seinem festen Muth sechs Wochen erhält, so setzt man ihn andern Versuchungen aus. Alle Häupter der Nation versammlen sich feyerlich angeputzt, und verstecken sich in Sträucher um seine Hütte herum, woraus sie ein fürchterlich Geschrey erheben. Darauf erscheinen sie mit gespannten Bogen, treten mit Ungestüm in die Hütte, ergreifen den vom Fasten und von seinen Schlägen schon abgemergelten Neuling, bringen ihn in seinem Hanak heraus, und binden ihn zwischen zwey Bäumen an, worauf er aufstehen muß; alsdenn wird ihm, wie das erstemal, mit einer ausgesonnenen Rede Muth zugesprochen. Jeder versetzt ihm mit der Peitsche einen viel härtern Streich, als alle vorhergehende waren; er legt sich wieder in sein Lager. Man rafft im Lauffen sehr starke und sehr stinkende Kräuter zusammen, die in Brand gesteckt werden,

so,

so, daß ihn die Flamme nicht berühren, und er nur die Glut davon fühlen kann. Von diesem stinkenden Rauch, der ihm allenthalben durchdringt, erleidet er unausstehliche Qual. Er wird in seinem Hamak halb verrückt, und besitzt er auch die Geduld, diese Probe auszuhalten, so verfällt er doch in so große Ohnmachten, daß man ihn vor todt hält. Um ihn wieder zu sich zu bringen, giebt man ihm was zu trinken; so bald er sich aber erhohlt hat, wird das Feuer unter neuen Vermahnungen verdoppelt. Unter diesen seinen Martern vertreiben sich, alle die andern um ihn herum, die Zeit mit Trinken. Endlich, wenn sie ihn schmachtend, im höchsten Grad seiner Schwachheit sehen, so binden sie ihm ein Halsband und einen Gürtel von Blättern um, die mit großen schwarzen Ameisen angefüllt sind, und deren Stiche ihm die empfindlichsten Schmerzen verursachen. Dieser doppelte Anputz hat die Kraft, ihn wieder durch eine neue Qual zu erwecken.

Alsdenn steht er auf, und hat er noch Kräfte, sich aufrechts zu erhalten, so gießt man ihm durch ein Sieb ein stark geistiges Naß auf den Kopf, worauf er sogleich zum nächsten Fluß oder Quelle, sich zu waschen, gehet, und in seine Hütte zurücke kehrt, wo er ein wenig ausruht. Er muß sein Fasten, doch nicht so strenge

ge mehr, fortsetzen. Darauf fängt er an, kleine Vögel zu essen, die von der Hand der andern Oberhäupter, müssen getödtet worden seyn. Die schlimmen Behandlungen nehmen ab, und nach und nach vermehrt man seine Speise, bis er wieder seine vorigen Kräfte erhalten hat. Alsdenn wird er zum Oberhaupt ausgerufen. Man beschenkt ihn mit einem neuen Bogen, und mit allem was zu seiner Würde gehört. Inzwischen werden durch diese strenge Proben nur die kleinern Oberhäupter aufgenommen. Um unter die großen zu kommen, muß man in dem Besitze eines Kahnes seyn, und ihn selbst gemacht haben, wozu eine langwierige und mühselige Arbeit erfordert wird.

§. 6.

Wie unter ihnen die Aerzte aufgenommen werden.

Nicht weniger ist die Weise des Landes bemerkungswürdig, die Piaies, welches Aerzte sind, aufzunehmen. Derjenige, der auf diese große und unterscheidende Ehre seine Wünsche richtet, muß ungefähr zehn Jahre bey einem Piaie Aeltesten zubringen, dem er zu seinen Diensten stehet, und von ihm Unterricht erhält. Der Aelteste giebt Acht auf ihn,

ob

ob er die nothwendige Eigenschaften besitzt. Er muß über fünf und zwanzig Jahre alt seyn.

Wenn die Probezeit herangerückt ist, so läßt man den Neuling noch strenger fasten, als bey den Oberhäuptern. Man mergelt ihn so aus, bis er gar keine Kräfte mehr hat. Die Aeltesten versammlen und verschliessen sich in eine Hütte, um ihm das Hauptgeheimniß ihrer Kunst zu lehren, welches im Bannen gewisser Mächte bestehet, darunter sie, wie man glaubt, die höllischen Geister meynen. Statt ihn zu peitschen, wie die Oberhäupter den ihrigen, muß er ohne Aufhören tanzen, bis er von allen Sinnen kömmt und zu Boden fällt; man bringt ihn aber mit Gürteln und Halsbändern wieder zu sich, die voller großen schwarzen Ameisen stecken. Hernach steckt man ihm, damit er mit den heftigsten Arzneymitteln bekannt werde, eine Art Trichter in den Mund, wodurch man ihm eine entsetzliche Menge Tabackssaft einschlucken läßt. Diese ausserordentliche Arzeney bringt bey ihm solche Abführungen zuwege, daß Blut von ihm zu gehen anfängt, und solches etliche Tage hinter einander fortwehret. Darauf wird er zum Piaie erklärt, und ihm die Macht ertheilt, allerley Krankheiten zu heilen. Um sich aber dabey zu erhalten,

muß er indeßen ein dreyjähriges Fasten beobachten, welches das erste Jahr darinnen bestehet, nichts als Hirse und Kaßava zu essen; das andre, einige Krabben, mit obiger Art Brod; das dritte, sich nur noch mit einigen kleinen Vögeln zu begnügen; allein der strengste Punkt bey dieser Enthaltung ist, die starken Getränke zu lassen. Erst nach Verlauf der Zeit, in der sie diese Proben und Büßungen überstanden haben, erlangen sie das Recht, sich zu Kranken rufen zu lassen, und sie zu besuchen. Das Geisterbannen ist der Mühe nicht werth, es umständlich zu erzählen. Man versichert, diese barbarische Aerzte hätten eine sehr gute Kenntniß von den Eigenschaften der Pflanzen, und verrichteten verwunderungswürdige Kuren.

Fünfter Artikel.

Wie die Europäer Guyana entdeckt haben.

Die unermeßlichen Reichthümer, welche die Spanier aus Mexiko und Peru zogen, erhitzten, wie wir schon im XIX Theile gesagt haben, die Einbildungskraft der andern Europäischen Völker; sie glaubten, es gäbe in dem Mittägigen Amerika an Gold und Silber noch eben so reiche Länder, als diejenigen, die

von

von den Spaniern waren entdeckt worden. Da man nur die Küsten von Guyana, und das noch dazu, nur auf eine sehr dunkele und unvollkommene Art kante, so hielt man dieses Land für das zweyte Perù, und streuete, als eine ausgemachte Wahrheit aus, man fände darinnen Städte, wo eine ausnehmende Pracht herrsche; unter andern besässe **Mansa**, wo der Kayser sein Hoflager hielt, erstauqliche Reichthümer; alles Geschirr, so sich in dem Kayserlichen Pallast befände, bestünde aus Gold oder Silber; Tische und Stühle wären aus eben dem Metall; man fände daselbst eine unzählbare Menge seltener Sachen, von so grossem Werth, daß man in der ganzen Welt nichts ähnliches antreffen könnte. Man setze noch hinzu, der Goldstaub sey daselbst in so grossem Ueberfluß vorhanden, daß sich die Einwohner, an gewissen feyerlichen Festen, den ganzen Leib damit einrieben, nachdem sie ihn vorher mit einem leimigten Balsam bestrichen hätten, auf dem dieser Goldstaub alsdenn feste anklebe.

Walter Raleigh, von dem wir schon in dem angeführten Theile, und in dem XXIlten geredet haben, faßte den Entschluß, die Eroberung dieses Landes zu versuchen; er hoffte dadurch Engellands Macht dergestalt zu vergrössern, daß sie

der Spanischen die Wagschaale halten würde. Ehe wir von seinen Unternehmungen reden, so ist es billig, daß ihn der Leser von Seiten seiner Geburt und seiner Erziehung kennen lerne. Er wurde gegen das Jahr 1552, in der Grafschaft Devon, in dem nahe am Meere gelegenen Dorfe Budley, gebohren. Er war der zweyte Sohn des Ritter Johann Raleigh Fardel. Er studierte zu Oxford in dem Collegium Oriel, als er aus demselben kam, gieng er nach Frankreich, und diente in der Hugenotschen Armee, unter dem berühmten Admiral Coligni. Er erwarb sich dabey sowol durch seine Klugheit, als durch seine Tapferkeit vielen Ruhm. Er diente nachmals in den Flanderischen Kriegen, unter dem Prinzen von Oranien. Er gieng nach Engelland zurücke, woselbst ihm im Jahre 1580, der Oberbefehl wider die Rebellen in Irrland aufgetragen wurde. Er war einer von den Richtern, die in der Sache des Sir Johann Desmond das Urtheil sprachen, dessen Körper geviertheilt, und an den Thoren der Stadt Corck, zur Schau, aufgestellet wurde.

Im Jahre 1581 wurde er zum Stadthalter von Münster, zugleich mit Sir Wilhelm von Morgan, und dem Hauptmann Piers, ernennet; kurz vorher forderte

derte der Graf von Ormond, Raleigh, und zwey andere Edelleute, aus der Königlichen Armee, vier Edelleute aus der Irrländischen Armee, zum Zweykampf heraus; allein ihre Ausforderung wurde nicht angenommen.

Als die Unruhen gestillet waren, legte Raleigh die Oberbefehlshaberstelle in Irrland nieder, und kehrte nach Engelland zurücke, woselbst er sich durch eine Gegenwart des Geistes, deren glücklicher Ausschlag ihm nicht fehl schlagen konnte, die Gnade der Königin Elisabeth erwarb. Er begegnete Ihr in einem Durchgang, der schlecht war ausgekehret worden, er zog den Augenblick sein Kleid aus, und breitete es an den Ort hin, wo die Königin durchgehen sollte. Die Königin vergaß ihm diese Artigkeit niemals. Er schrieb eines Tages auf eine Fensterscheibe des Palastes: „ich möchte wol gerne „steigen, allein ich befürchte zu fallen„. Man sagt, die Königin hätte mit eigener Hand darunter geschrieben: „wenn es dir „am Muthe fehlt, so wage dich nicht, zu „steigen„.

Raleigh vereinigte in seiner Person eine angenehme Bildung mit einer vortheilhaften und sehr gleichmäßigen Leibesgestalt. Er hatte einen lebhaften Geist, eine gründliche Beurtheilungskraft, sprach mit

eben so viel Anmuth als Nachdruck. Er hatte die größte Hoffnung vor sich, zu den ersten Hofstellen befördert zu werden, als er auf einmal sein Absehen auf die See richtete. Die Erzehlungen von den Spanischen Abentheuren, erweckten seinen Muth.

Er lief im Jahre 1583 von Plimouth aus, mit einem Schiffe von zwey hundert Tonnen, welches er hatte ausrüsten lassen, um mit drey andern nach Neuland bestimmten Schiffen in Gesellschaft zu segeln, unter dem Oberbefehl des Sir Hamphroy Gilbert, mit dem er nahe verwandt war; aber kaum war er unter Segel gegangen, so muste er wegen einer ansteckenden Krankheit unter seinem Schiffsvolk, wieder in den Haven einlauffen.

Jm Jahre 1585, erhielt er von der Königin offne Freyheitsbriefe, in denen man ihm das Recht bewilligte, alle Länder, die noch unter keines christlichen Fürsten Bothmäßigkeit stünden, noch von einer christlichen Nation bewohnt würden, zu entdecken, und in Besitz zu nehmen, mit Vorbehalt des fünften Theils, für die Krone, von allem rohen Gold und Silber, so in obgedachten Ländern möchte gefunden werden. Er gieng im Monat April des 1586. Jahrs unter Segel, entdeckte Virginien, kam nach Engelland

gelland zurücke, woselbst man auf den Bericht von seiner Reise eine ansehnliche Ausrüstung veranstaltete, um sich in diesem Lande seßhaft zu machen. Man sehe den XIX Theil, Seite 375 dieses Werkes nach.

Zu Anfang des 1592. Jahres brachte er in Vorschlag, in West-Indien gegen die Spanier zu kreuzen, nnd machte insonderheit den Entwurf, zu einer Landung auf Panama. Um ihn auszuführen, rüstete er verschiedene Schiffe aus, und erhielte zwey von der Königin dazu, nebst den Titel und der Gewalt eines Generals, über die zu dieser Unternehmung bestimmte Truppen; allein die Spanier, die von dem, was man in Engelland wider sie vorhatte, Nachricht kriegten, waren so gut auf ihrer Hut, daß sich Raleigh seine Unternehmung, mit einigen, ihnen weggenommenen Schiffen, endigte. Er kam nach Engelland zurücke, und wurde auf das gnädigste von der Königin aufgenommen. Seine schöne Bildung, nebst seinem Verstande und Gaben, machten einen Eindruck auf das Herze der Mis Elisabeth, einer Tochter des Sir Nicolas Trogmorton, die zugleich eine der Hof-Damen der Königin war. Ihr Liebesverständniß hatte Folgen: die Königin wurde darüber aufgebracht, und ließ Raleigh

leigh einige Monate gefangen setzen: durch die Heyrath der Elisabeth Trogmorton brachte er sie wieder zu Ehren. Die Königin ließ ihn auf freyen Fuß stellen; verboth ihm aber, bey Hofe zu erscheinen.

Er faßte eben zu dieser Zeit den Entschluß, sein Vorhaben, neue Entdeckungen in Amerika zu machen, auszuführen. Er gieng den 6 Februar 1595 von London ab. Man sehe zur Folge dieser Unternehmung den 22 Theil, Seite 403 dieses Werks nach. Als er einen Theil von Guyana durchstrichen hatte, machte er Anstalten nach Europa zurücke zu kehren. Bevor er aber Amerika verließ, steckte er die Städte Cumana, Sanct Marie und Rio de la Hocha in Brand. Diese vollzogne Unternehmung vermehrte nicht wenig seinen Ruhm.

Er wurde mit großem Zuruf in Engelland empfangen. Er brachte den Sohn eines alten Kaziken aus Guyana mit. Dieser Indianer bekehrte sich, und bekam in der Tauffe den Nahmen Walter, den ihm Raleigh gab.

Man weiß die scheinbaren Ursachen nicht, welche die Königinn abhielten, das Säßhaftmachen in einem Lande zu befördern, das ansehnliche Vortheile und Reichthümer versprach. Man versichert, es hätten sich unter den Personen, so in der Regierung

gierung die öffentlichen Geschäfte unter Händen hatten, über die Verdienste und große Eigenschaften des Sir Walter Raleigh, eifersüchtige Leute befunden. Sie unterließen nichts, um ihn in den Augen Ihrer Majestät zu erniedrigen, und opferten ihrer Rachsucht und ihren einseitigen Vortheilen das Beste ihres Vaterlandes auf. Einige trieben die Verleumdung gegen diesen grossen Mann so weit, daß sie sogar betheuerten, er hätte das nach Engelland mitgebrachte Gold, in der Barbarey aufkaufen lassen, und es rühre nicht aus Guyana her.

Ungeacht aller Bestrebungen, Raleigh muthloß zu machen, und seinem auszuführenden Vorhaben auf Guyana, Hindernißе in den Weg zu legen; so rüstete er aufs neue zwey Schiffe aus, die er nach diesem Lande unter der Anführung Kayonis schickte, dem er solche Befehle und Nachrichten mitgab, wie er sie zu neuen Entdeckungen für nothwendig hielt; allein dieser kam damit nicht weiter, als Raleigh bereits gethan hatte. Verschiedne Schiffbefehlshaber wollten ihm auf seiner Spur nachfolgen: ihre Bemühungen aber waren fruchtlos, weil sie vom Hoffe nicht unterstützt wurden.

Walter Raleigh ist einer der berühmten Männer, deren Thaten die Geschichte verschönern. Wir wollen uns einen Au-

genblick vergönnen, seine übrigen Lebensumstände zu durchlaufen. In der Zeit, daß sich Privatpersonen, seine Entwürfe ins Werk zu setzen, bearbeiteten, führte er, unter dem Lord Admiral Howard, und unter dem Grafen von Essex ein Geschwader an. Sie richteten ihre Segel mit einer sehr ansehnlichen Macht auf Cadix, und zerstreuten gänzlich eine zahlreiche, zur Hülfe dem Grafen von Tyrone bestimmte Flotte, der in Irrland, wider die Königin Elisabeth, die Waffen ergriffen hatte. Die Engelländer hatten den glücklichen Erfolg dieses Seezugs der Tapferkeit und Erfahrung Raleighs zu verdanken; sein Schiff das er führte, fochte allezeit an der Spitze der Flotte, und behauptete während des ganzen Treffens den schwersten Posten. Die Stadt Cadix wurde Preiß gegeben, und geschleiffet, die Kirchen ausgenommen. Vor der Plünderung ließ man die Frauenspersonen, Kinder und die Geistlichkeit nach dem Sanct Marie Haven bringen, um sie wider alle Gewaltthätigkeiten in Sicherheit zu setzen. Man gab ihnen sogar die Freyheit, ihre Kleider und was sie vor Habseligkeiten noch erwählen wollten, mitzunehmen. Eine spanische Dame von seltner Schönheit, trug auf ihren Schultern ihren Ehegemahl davon.

Die Spanier selbst, legten der Menschlichkeit der Engelländer die grösten Lobsprü-

che bey. Diese machten, bey ihrer Heimkehr, die Stadt Faro der Erde gleich, nahmen daraus die Büchersammlung mit weg, die der berühmte Asocio, Bischoff von Sylves und Algarves daselbst zusammen gebracht hatte. Raleigh beschwerte sich, man habe ihm, von der Spanischen Beute kein Antheil nehmen lassen, ungeacht er selbst in Person zwey Gallionen weggenommen hätte, und gefährlich verwundet worden wäre.

Nicht lange darnach rüstete Raleigh eine Pinaße aus, die er nach Guyana zu Fortsetzung der Entdeckungen schickte. Leonhard Bercy, der sie führte, trat mit vielen Caziken in Bündniß. Nachdem er eine ziemlich große Strecke Landes durchstrichen war, und alle nur mögliche Kundschaft, Guyana betreffend, eingezogen hatte, kehrte er, um den Monat Junius 1597 nach Engelland zurücke.

Als der König von Spanien seinen Schaden wieder ersetzt hatte, machte er neue Anstalten zu einer Unternehmung auf Irrland, wo die große Anzahl der Mißvergnügten ihm zu einem guten Erfolg alle Hoffnung machten. Der Sammelplatz wurde zu Ferrol und Corogne angesagt: allein man ließ in Engelland eine sehr starke Flotte auslaufen, über die der Graf von Eßex zum Admiral ernennet wurde; der

Lord

Lord Thomas Howard wurde dabey Vize-Admiral, und Sir Walter Raleigh Contre-Admiral. Die Holländer ließen zu der Englischen Rüstung zehn Kriegsschiffe stoßen. Diese beyden Geschwader hatten den Befehl, sich der Insel Terzera, oder einer andern von den Azoren zu bemächtigen, weil sich diese Inseln in der günstigen Lage befanden, daselbst die aus Indien kommende Spanische Flotte zu erwarten.

Diese Entwürfe wurden von einem heftigen Sturm rückgängig gemacht, in welchem Raleigh und der Graf von Essex beynahe ums Leben gekommen wären. Dieser Vorfall gab den Spaniern Zeit, von der Stärke und dem wahren Vorhaben der Engelländer ausführliche Nachricht einzuziehen. Sie nahmen zu ihrer Vertheidigung so paßende Maaßregeln, daß, als die Engelländer im Angesicht ihrer Flotte erschienen, sie sie anzugreifen, vor unmöglich hielten, es wäre denn, daß man sie aus ihrem Haven heraus locken könnte; allein alles, was sie deßwegen thaten, glückte ihnen nicht. Die Engelländer richteten darauf ihre Segel nach den Azorischen Inseln. Raleigh kam vor dem Grafen dahin, und setzte bey Fayal ans Land, ob sich gleich der Admiral diese Unternehmung vorbehalten hatte; der Kriegsrath, in dem er sich darüber erklärt hatte, war in Raleighs

leighs Abwesenheit gehalten worden, und wuste folglich nichts von des Grafen Entschliessung. Dieser ungelegene Zwischenfall veranlaßte einige Kaltsinnigkeit unter ihnen; die sich aber gar bald legte, als sie sich darüber mit einander besprochen hatten.

Nach Vereinigung der ganzen Flotte, griffen die Engelländer die Insel Flora an, die Einwohner derselben ergaben sich, und wurden mit Güte behandelt. Des Grafen Vorsatz war, einige Zeit daselbst liegen zu bleiben; er wurde aber von einem Steuermann davon abgebracht, von dem er sich überreden ließ, ob gleich dieser von der Gegend wenig Kenntniß hatte, es wäre daselbst kein guter Ankergrund vorhanden, so daß er sich entschloß, nach Sanct-Michel zu segeln. Zwey Stunden nach seiner Abfahrt, langte die Flotte aus Indien an: allein, da den Spaniern die nahe Gegenwart der Engelländer bekannt wurde, so hielten sie sich nicht auf, und setzten ihre Fahrt nach Anara, auf der Insel Terzera fort, woselbst sie von guten Festungswerken und von einer zahlreichen Besatzung gedecket wurden.

Inzwischen hatten die Engelländer den Spaniern drey Schiffe weggenommen: ihr Werth belief sich auf ansehnliche Summen; allein das Seevolk war sehr unzufrieden, daß der Graf von Essex ihnen die

Landtruppen vorzog. Man brachte in Vorschlag, Sanct Michel anzugreifen; der Graf stieg in eine Barke, um den Ort zu erkundschaften. Er nahm einige Offiziers von den Landtruppen zu seiner Begleitung mit, die ihm beybrachten, der Ort wäre zu einer Landung nicht vestiglich genug, ob es sich gleich daselbst viel leichter hätte landen lassen, als es zu Fayal gewesen war. Er setzte bey Villa Franca ans Land, welches sechs Meilen weiter liegt. Er sollte auf Sanct Michel, von hinten, den Angrif thun, unterdessen, daß Raleigh mit den großen Schiffen sich dem Platze genähert hätte, um der Spanier Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, und ihre Wachsamkeit von dem, was auf der Landseite vorgienge, abzuwenden.

Raleighs ganze Geschäftigkeit lief ohne Erfolg ab; der Graf, statt dem verabgeredten Plane zu folgen, bediente sich der Zeit, das Land zu durchstreichen, kehrte, ohne den Feinden den geringsten Schaden verursacht zu haben, wieder zu den Schiffen zurücke, und ließ die Segel spannen. Man weiß die Bewegungsgründe nicht, die ihn zu diesem Betragen veranlaßten. Die gleichzeitigen Geschichtschreiber beschuldigen den Grafen von Essex, er habe sein ganz Vertrauen auf die Landtruppen gesetzt, die ihn zu einer Menge un-

ver-

verzeihlicher Fehler verleitet hätten. Die Schiffe stunden auf ihrer Rückfarth nach Engelland einen entsetzlichen Sturm aus. Als er sich gelegt hatte, setzte sich das Admiral-Schiff vor die Spitze der Flotte, um ihr die Fahrt zu weisen; der Steuermann des Schiffs, das Raleigh führte, kannte diese Meereshöhe, wich von des Admiralschiffs Fahrt ab, und seegelte während der Nacht ohne den geringsten Zufall den gefährlichen Ort vorbey, den man den Bischoff und die Pfaffen nennt. Das Admiralschiff, welches drey Meilen im Vorsprung hatte, setzte mit aufgespannten Seegeln seine Fahrt nach Nord-Ost fort, so daß sie es in wenig Stunden mit allen die ihm folgten, auf die Sandbänke des Landes Wallis geführt hatte, wo sie unvermeidlicher Weise alle zu Grunde gegangen wären. Bey Anbruch des Tages, sahe Raleighs Steuermann die Gefahr, welche die übrige Flotte lief: Raleigh konnte nicht umhin, des Grafen Betragen und derer, die mit ihm waren, zu tadeln; er sagte so gar, sie verdienten, daß man sie der Gefahr überließ, in welche ihr Eigensinn und ihre Unwissenheit sie hinriße. Inzwischen vermochte ihn doch seine Menschlichkeit, sie von der ihnen drohenden Gefahr zu benachrichtigen; er ließ mit einem Stückeschuß zu ihrer Warnung ein Zeichen geben.

Der Graf machte sich diese Nachricht zu Nutze, und befahl, sich von dieser Strasse abzuwenden. Er gestund nachgehends seinen Fehler, und erkannte, daß er sein Heil, der Nachricht zu danken habe, die er von Raleighs Schiff erhalten hätte.

Raleigh stieg zu Sanct Yves in Kornwallis ans Land, woselbst einige Spanische Flibote eine Landung gewagt, und alles in Furcht und Schrecken gesetzt hatten. Seine Ankunft beruhigte wieder die Einwohner.

Der Hof bezeugte über das Betragen des Grafen ein großes Mißfallen: er wurde daselbst sehr kaltsinnig aufgenommen; welches ihn bewog, sich auf sein Landgut zu begeben.

Raleighen hingegen empfieng man auf das allerbeste; man erwählte ihn zum Parlaments Glied, und da er Lord Leutnant der Grafschaft Kornwallis, und Freyheits-Richter der Zinnbergwerke daselbst war, so hatte er Gelegenheit, dieser Provinz die grösten Dienste zu erweisen. Kurze Zeit hernach wurde er zum Vize-Admiral über eine Flotte ernennt, die man ausrüstete, um die Küste zu bewahren, und Engelland gegen einen Ueberfall zu decken, mit dem es nach dem Berichte der Geschichtschreiber bedrohet wurde; man erwehnet der Macht gar nicht, die wider dieses König-

reich

reich etwas im Sinne hatte; diese Bedrohungen waren ohne Wirkung, und die Schiffe, woraus die Flotte bestund, liefen wieder in die englischen Häfen ein.

Raleigh gieng nicht lange hernach, in der Würde eines Abgesandten, nach Flandern. Bey dieser Unterhandlung kam nichts wichtiges vor. Er wurde darauf zum Statthalter von Jersey ernennet und war, als Hauptmann der Leibwache, bey der Hinrichtung des Grafen von Essex gegenwärtig; man sandte ihn, nebst dem Lord Cobham den Markis von Rosey, nachmaligen Herzog von Sülly zu empfangen, der von Frankreich an den Englischen Hof, mit der Würde eines Abgesandten, abgeschickt wurde.

Der kurz darauf erfolgte Tod der Königin Elisabeth, entriß Raleighen seine Beschützerin. Der über seine Verdienste eifersüchtige Graf von Essex, hatte ihn, dem König von Schottland, Jakob dem VI, mit dem er einen Briefwechsel unterhielt, als einen gefährlichen Mann vorgestellet. Dieser Prinz, der nach dem Ableben der Elisabeth unter dem Namen Jakob des I, den Englischen Thron bestieg, war gegen Raleighen mit ungünstigen Gedanken eingenommen worden. Er wurde in denselben noch mehr durch die Eingebungen des Cecils bestärkt, der ein Feind des Ritters

war. Er wurde vor das Hofgerichte gestellt, das ihn zum Tode verurtheilte, als hätte er sich heimlich wider den König und seinen Nachkommen verbunden, und vorgehabt, die Krone auf das Haupt der Isabella zu bringen. Der Haupt-Zeuge dieses Verbrechens war der Lord Cobham, der zu einer Zeit wider ihn aussagte, da er gegen ihn aufgebracht war; er wiederrufte aber in der Folge diese Aussage.

Es scheint, der König habe ihn nicht vor schuldig erkannt, weil er zur Vollstreckung des Urtheil-Spruchs keinen Befehl ausstellte; er ließ ihn sogar ofte in den geheimen Rath ruffen, wenn wegen wichtiger Geschäfte eine Frage vorkam, und schickte ofte an ihn, um ihn um seine Meinung zu befragen. Er setzte ihn so gar in Freyheit, und erlaubte ihm, Engelland zu verlassen, obgleich das gesprochene Urtheil bey völliger Rechtskraft verblieb. Unterdessen muste es doch verschiedne Jahre nachher zu seinem Untergange dienen, ohne daß man ihm neue Verbrechen hätte zur Last legen können.

Raleigh machte sich seine Freyheit zu Ausführung seines beständigen Vorhabens zu Nutze, welches eine neue Reise nach Guyana zum Zwecke hatte, um endlich die dasigen Metall-Gänge ausfindig zu machen. Er brachte zu dieser neuen Unternehmung eine Anlage von vier hundert tausend Pfunden

den zusammen, davon die Hälfte aus dem Kaufschilling eines seiner Frau gehörigen Landgutes bestund, das in der Grafschaft Surry lag. Als sein Unternehmen öffentlich bekannt wurde, so schlugen ihm verschiedne Personen vom Ansehen vor, in Gesellschaft mit ihm zu treten, und schoßen zu den vornemsten Ausgaben ansehnliche Summen dar. Der König ernannte ihn zum Oberbefehlshaber über alle Truppen und Schiffe, die zu diesem Zuge sollten gebraucht werden; ertheilte ihm die Vollmacht, halsbrüchige Verbrechen zu bestrafen, nebst dem Recht über Tod und Leben, in Ansehung aller, die mit ihm giengen. Mit einem Worte, er bekam eine so ausgedehnte Gewalt, als es nur möglich war, ihm solche zu bewilligen.

Die Ausfertigung wurde den 26 August 1616 unterzeichnet, welches das vierte Jahr der Regierung Jakobs in Engelland war. Raleighs Gewalt war so groß, als sie der König, nach Bacons Meinung nur ausdehnen konnte. Die Anzahl der zu diesem Zuge bestimmten Schiffe belief sich auf vierzehn, und an Volk auf fünfhundert Mann.

Raleigh hoffte gegen das Ende des März 1617 unter Seegel gehen zu können; allein verschiedne Verhinderungen hielten ihn, bis in den Monat Julius zurücke, in

chem er von Plymouth auslief. Ein heftiger Sturm nöthigte ihn, sich zu Corck in Irrland zu erfrischen, wo er wegen widriger Winde, bis zu dem 19 August bleiben muste.

Den 6 September langte er vor der Insel Lancerota an, und ließ den Statthalter um die Erlaubniß ersuchen, Waaren gegen Lebensmittel zu verhandeln. Dieser versprach anfangs eine Zusammenkunft; die er aber von einem Tag zu dem andern aufschob, und endlich keine Gemeinschaft mit ihm zu haben, öffentlich verbat, unter dem Vorwande, die Insulaner hätten eine so große Furcht vor ihm, daß er sein Wort zu halten, sich nicht erkühne, wobey er ihn zugleich ersuchte, die, von seinem Schiffsvolcke ans Land gestiegene Leute wieder einzuschiffen. Raleigh gab seinen Willen darein. Ungeacht seiner Höflichkeit griffen die Insulaner seine Mannschaft bey ihrem Abzuge an, und tödteten ihm einen Mann davon. Diese Feindseligkeiten gegen ihn begiengen sie, blos aus dem Verdacht, weil sie glaubten, daß er mit seinen Schiffen zu der türkischen Flotte gehöre, die nicht lange vorher Porto Santo zerstört hatte.

Raleigh beschwerte sich, dieser schlimmen Behandlung wegen, bey dem Statthalter der großen Canarischen Insel, der an statt ihm eine günstige Antwort zu erthei-

theilen, auf die Engelländer einen Ausfall that, welche an einen wüsten Ort der Insel ans Land gestiegen waren, um sich mit frischen Wasser zu versehen. Raleighs Sohn, und einige andere Officiers trieben sie muthig zurücke. Der Admiral enthielt sich wegen dieser Feindseligkeiten, wie er wohl dazu im Stande gewesen wäre, Rache zu üben; um Spanien nicht Anlaß zu geben, seines Betragens wegen, Klagen anzubringen.

Er seegelte darauf nach Gomera, wo ein sehr guter und stark befestigter Haven befindlich ist. Die Spanier stellten sich am Gestade in ein Treffen, rückten fast ganz im Wasser gegen ihn an, und führten sich als Feinde gegen ihn auf; allein sie wurden von dem Stückfeuer der Flotte gar bald aus einander gejagt. Raleigh schickte alsdenn einen Abgeordneten an den Statthalter, ihm zu hinterbringen, er hätte keine schlimme Absichten; er wäre blos Willens, Lebensvorrath einzukaufen, den er in billigen Preise bezahlen würde, mit dem Zusatze, denjenigen von seinen Leuten, der einigen Zank erhübe, oder einigen Unterschleif machte, auf den Marktplatz aufknüpfen zu lassen. Er hielt sein Wort so genau, daß ihm bey Verlassung der Insel der Statthalter ein an Dom Diego Sarmiento, dem Spanischen Abgesandten

 am

am Londner Hofe und nachmaligen Grafen von Gondemar gerichtetes Schreiben auftrug, in welchem er Raleighs Betragen, in Ansehung seiner, mit Lobsprüchen erhob. Die Gemahlinn dieses Statthalters, die aus Engelland stammte, erwieß Raleighen die grösten Höflichkeiten. Sie überschickte ihm Früchte, große Laibe Brod, Zucker, nebst einigen andern Erfrischungen. Der Admiral übersandte ihr hinwiederum zur Erkenntlichkeit einen Halßkragen von vortreflicher Feinheit und Arbeit, Ambra Essenz und Rosen-Wasser, aus dem man auf dieser Insel sehr viel machte. Er setzte eine Canarische Barke in Freyheit, die eine von seinen Pinaßen auf der Höhe des weissen Vorgebürges weggenommen hatte; und da das darauf befindlich gewesene Volk bezeugte, die Engelländer hätten ihnen für sechs Ducaten Fische aufgegessen, so bezahlte er ihnen achte dafür.

Während der übrigen Reise wurde die Englische Flotte oft der dringendsten Gefahr ausgesetzt. Die Stürme beschädigten die Schiffe, machten Taue und Anker zu nichte; die beständigen Regen und die Hitze des Himmelsstriches veranlaßte unter seinem Schiffsvolk Krankheiten, die ihm eine große Anzahl Leute wegraften. Raleigh verfiel selbst in eine so heftige Krankheit, daß er ganzer zwanzig Tage in Gefahr

fahr

fahr seines Lebens stund. Er versicherte nachmals selbst, er habe sein Aufkommen den, von der Statthalterin zu Gomera ihm überschickten Erfrischungen zu verdanken.

Gegen den 22ten Oktober wurde die Flotte von einer sehr grossen Meerstille überfallen. Die Luft wurde so dick und so dunkel, daß man sich in der Kammer am Hintertheil der Lichter bedienen muste, es wäre sonsten nicht möglich gewesen, das Tauwerk zu regieren. Die Engelländer sahen Regenbogen von unangenehmen Farben, und die sie beständig zu umgeben schienen. Raleigh hat in den Amerikanischen Meeren oft dergleichen wahrgenommen. Eines Tages zählte er deren bis auf funfzehn, davon einer, einen ganzen Kreyß vorstellte, er bemerkte dabey, daß sie allezeit die Anzeige eines stürmischen Wetters gewesen wären.

Gegen das Ende des Oktobers befand sich auf der Flotte nur noch ein so kleiner Vorrath am Wasser, daß man sich genöthiget sahe, jeden Mann von dem Schiffsvolk die Hälfte des Maaßes abzubrechen, aber ein eingefallner großer Regen, gab Mittel an die Hand, verschiedene Tonnen anzufüllen, obgleich dieses Wasser sehr bitter war, so bediente man sich unterdessen doch desselben.

Den 11ten November 1617, langte die Flotte an dem Vorgebürge Wiapoco an, wo Raleigh sich auf die Hülfe eines alten Haußbedienten, den er daselbst zurücke gelassen hatte, Hoffnung machte. Es war dieses ein Indianer, der in Engelland bey ihm, drey oder vier Jahre gelebt hatte; er konnte aber seinen Aufenthalt nicht ausfindig machen. Die Flotte segelte gegen Caliana zu, auf der Guyanschen Küste, unter dem fünften Grad der Breite, wo er ans Land stieg, und ein Zelt aufschlagen ließ. Er durchforschte das Land, fand darinnen Armadilas, Schweine und vielerley andre Arten Thiere. Verschiedne Kaziken eilten herbey, ihn zu besuchen, und ihm Erfrischungen mitzubringen. Er ließ alle Kranken ans Land bringen, die durch die gute Luft, und die gesunde Nahrung bald hergestellet wurden. Indessen starben doch einige dahin.

Raleigh schrieb von diesem Orte, einen ziemlich langen Brief, an seine Gemahlin, und überschickte ihr solchen, mit dem Hauptmann Peter Alley, der sich dergestalt vom Schwindel befallen fand, daß ihm der Admiral die Erlaubniß gab, mit einem Holländischen Schiffe, das ihm begegnete, nach Europa zurücke zu kehren. Er berichtete in diesem Briefe, er habe

habe durch Krankheiten zwey und vierzig Mann verlohren; allein, daß die Guyanische Luft, die übrigen von Tage zu Tage gesünder und frischer mache; er wäre mit der Menschlichkeit der Indianer sehr zufrieden, die die beste Neigung gegen die Engelländer von sich blicken liessen.

Das gute Betragen, mit dem er ihnen vormals begegnet war, hatte einen so guten Eindruck auf sie gemacht, daß sie ihn auf das inständigste baten, in ihrem Lande zu bleiben; wenn er ihnen hätte Gehör geben wollen, hätte er wohl als ihr unumschränkter Fürst über sie regieren können.

Er befahl, die Schiffe zu reinigen, ließ sein Geräthe und seine Schaluppen in Bereitschaft halten, und seine Leute so gut als immer möglich, sich erfrischen; versahe sich mit Vorrath, und gieng den 4ten December 1617 unter Segel. Als die Flotte, bey den sogenannten Dreyeck-Inseln auf eine Untiefe stieß, so wäre es beynahe um sie geschehen gewesen, und sie konnten sich nicht eher wieder, als nach einer angewandten vier und zwanzig stündigen Arbeit heraushelfen.

Raleighs Körper war durch Kummer und Beschwerlichkeiten geschwächt worden. Er wurde so kraftloß, daß man ihn auf einem Stule tragen muste. Seine

ne schlechten Gesundheitsumstände erlaubten ihm nicht, eine mit Beschwerlichkeiten verknüpfte Unternehmung zu wagen, daher beschloß er, mit fünf seiner grösten Schiffe zu Punta de Gallo auf der Dreyfaltigkeits-Insel zu bleiben, indessen, daß die übrigen unter dem Befehl des Hauptmann Keymis, Raleigh, seines Sohnes, und einiger andern Edelleute, nebst fünf oder sechs Kompagnien Fußvolk, und mit allem Vorrath, auf einen Monath, versehen, nach dem Fluß Orinoque segeln sollten, um die Goldader, dem Gegenstand ihrer Reise, aufzusuchen. Er machte die Anordnung, es sollten die, zu dieser Nachforschung abzuschickende Leuten, sich so lange zwischen die Schiffe und dem Orte dieser Ader lagern, bis man ihre Breite und Tiefe wohl erforscht hätte; ihre Landung sollten sie mit der grösten Vorsicht vornehmen, damit die Spanier von ihrer Ankunft nicht benachrichtiget würden, und ihre Macht zusammenzögen, um sie zurücke zu treiben. Er endigte seine Befehle mit den Worten, falls sie die Ader nicht beträchtlich genug befinden möchten, ein Werk anzulegen, so sollte man sich begnügen, eine gewisse Menge rohen Erztes herauszugraben, bloß und allein, Engelland zu überführen, daß der Anschlag keine bloße Einbildung wäre.

Nach

Nach geendigten Veranstaltungen giengen Keymis, und der junge Raleigh, den 10. December nach dem Goldgange ab; allein sie fanden eine Spanische, aus hundert und vierzig Häusern bestehende, und ganz neulich, dicht am Orinoquefluß erbauete Stadt. Die Engelländer schlugen ihre Zelter zwischen diesem, und demjenigen Orte auf, wo sie die Ader zu finden glaubten, so, daß ihre Schiffe den feindlichen Unternehmungen nicht ausgesetzt waren. Die Spanier überfielen ihr Lager bey Nacht, und griffen sie mit solcher Wuth an, daß die Engelländer alle in Stücken wären gehauen worden, wenn der junge Raleigh und einige andre Hauptleute, sie nicht wieder zum Stehen gebracht hätten, da sie schon die Flucht zu nehmen, im Begriffe waren. Sie brachten sie wieder mit solchem Erfolge zum Treffen, daß sie die Spanier bis an die Thore ihrer Stadt zurücke trieben, wo das Gefechte aufs neue wieder hitzig angieng. Der junge Raleigh brachte einen Spanischen Offizier ums Leben, fiel einen andern, mit mehr Muth als Klugheit an; kriegte verschiedene Musketenschüße, und blieb. Das Gefechte wurde bey dem Eindringen in die Stadt noch hitziger; der von Beschwerlichkeiten überhäufte, und mit Wunden bedeckte Statthalter, fiel mitten im Gemenge todt zur Erde. Alsdenn

denn ergriffen erst die Spanier die Flucht; die Engelländer verfolgten sie hitzig, zwangen sie, sich ins Gebürge zurück zu ziehen, steckten die Stadt in Brand.

Keymis bemächtigte sich einiger Briefschaften, etwas weniges an Gelde, und einiger seltnen, dem Statthalter zuständig gewesenen Sachen. Nach diesem Siege beschloß er vollends, bis zur Ader vorzurücken; allein die Zugänge waren so stark dahin besetzt, daß er das Vordringen muste bleiben lassen. Er stieß auf einen Hinterhalt, wobey er zwey Mann verlohr, und sechs Verwundete bekam.

Dieser Zufall, nebst vielen andern, machten den Keymis so muthloß, daß ungeachtet ihm die Indianer anbothen, ihn zu andern Goldadern zu führen, er bey dem Entschlusse verblieb, zu seinen Schiffen zurücke zu kehren; ja er wurde so gar dazu durch das Murren des größten Theils seiner Leute gezwungen. Dieses Betragen mißfiel Raleighen gewaltig, und er gab ihm deshalb einen sehr scharfen Verweiß. Keymis verfügte sich sehr mißvergnügt in seine Kammer hinein. Einige Augenblicke hernach hörte man einen Pistolenschuß: Raleigh schickte, um zu sehen, was dieses bedeute; Keymis antwortete, er hätte die Pistole losgeschossen, weil sie schon lange geladen gewesen wäre.

Eine halbe Stunde darnach fand ihn sein Kammerdiener todt in seinem Blute schwimmen, und neben ihm eine Pistole und ein großes Messer liegen. Bey Untersuchung seines Leichnams urtheilte man, er habe sich erst mit dem Pistol todt schiessen wollen, allein, da es eine zu kleine Kugel gewesen wäre, so habe sie ihm nur eine Ribbe zerbrochen, um sich aber sein Leben zu nehmen, habe er sich mit dem Messer einen Stoß in die linke Brust versetzt.

Als Raleigh sah, daß seine Sachen keine allzugünstige Wendung bekamen, so hielt er Rath, dessen Schluß war, man müsse, um sich zu erfrischen, und die Schiffe auszubessern, nach Neuland segeln. Verschiedne von seinen Leuten machten während der Reise eine Meuterey unter sich, und er muste sie nach Engelland zurücke schicken.

Bey seiner Ankunft auf Neuland entstunden Unruhen am Bord seines Schiffes. Er schlug seinen Leuten vor, wieder nach Guyana zurücke zu kehren, so bald sie sich mit Erfrischungen versehen, und ihre Schiffe würden ausgebessert haben; allein der gröste Theil erklärte sich öffentlich, daß er nach Engelland zurücke kehren wolle. Der Streit gieng so weit, daß Raleigh, wegen seines Lebens, Gefahr lief.

Er sah sich demnach genöthiget, nach Engelland zurücke zu gehen: kurz vor seiner Ankunft hatte der König öffentlich einen Befehl kund thun lassen, worinnen ihm aufgelegt war, selbst nebst seinen Leuten vor dem Geheimden Rath zu erscheinen, um auf die wider ihn angebrachten Klagen zu antworten; und zwar, wegen der in Brand gesteckten Stadt Sanct Thomas, und wegen verschiedner, wider das Völkerrecht, auf des Königs von Spanien Grund und Boden ausgeübten Feindseligkeiten, welches in des Königs Augen sehr bestrafungswürdige Thatsachen wären, daher er öffentlich erkläre, daß er sehr weit davon entfernt sey, sie gut zu heißen und für genehm zu halten.

Aus dieser öffentlichen Vorladung und verschiednen andern Umständen, urtheilte der Admiral, sein Betragen müsse bey Hofe mit sehr ungünstigen Farben vorgestellt worden seyn. Er entschloß sich, dem Eigensinn des Schicksals nachzugeben; nach einigen Auffenthalt zu Plimouth, begab er sich nach Londen; kaum aber hatte er zwanzig Meilen zurücke gelegt, so begegnete er sich mit Sir Ludwig Stuckeley, dem Vize-Admiral von Devon, der den Befehl hatte, ihn in Verhaft zu nehmen. Sie giengen mit einander nach Plimouth zurücke, woselbst Raleigh so lange verblieb,

blieb, bis ein neuer Befehl ankam, ihn nach London in Haft zu bringen.

Durch unterschiedliche erhaltne Nachrichten erkannte er, daß sein Untergang beschlossen war; der Gefahr, die ihm drohte, auszuweichen, hatte er dem Hauptmann King aufgetragen, eine Barke fertig zu halten, um sich aus dem Königreich in Sicherheit zu begeben. King hatte seinem Verlangen gemäß alles veranstaltet; allein Raleigh änderte auf einmal seinen Sinn, ob es ihm gleich sehr leichte gewesen, sich davon zu machen, und es nur zu wahrscheinlich war, daß ihm der Spanische Minister, nebst seinen Anhang einen unversöhnlichen Haß geschworen hatte, und daß, wegen des großen Einflusses, den Spanien dazumal bey Hofe hatte, sein Verderben nur gar zu gewiß wäre. Alle seine Freunde vereinigten sich, ihn, zur Rettung seiner Person zu vermögen; ihre Vorstellungen, ihre Ermahnungen waren fruchtloß; er hatte ungeacht seines Verstandes, und seiner durchdringenden Einsicht eine unglaubliche Unbiegsamkeit in seinem Character, die sich in Kriegsdiensten unter Waffen, Gefahren und Siegen, noch verstärkt hatte. Er hatte es sich in den Kopf gesetzt, es sey wider die Würde eines ehrlichen Mannes, die Flucht zu nehmen, und seine Schuldigkeit wäre, sich dem Willen des Königs zu unterwerfen.

Nach

Nach seiner Ankunft in Londen, wurde er in seinem eignen Hause gefangen gesetzt. Da er sich auf Stuckeleys verstellte Freundschaft verließ, dem er, an Rubinen und Diamanten, ansehnliche Geschenke gemacht hatte, so bewarb er sich vermittelst seiner um den Schutz des französischen Gesandten, und um seine Fürsprache bey dem König von Engelland, wobey er ihn ersuchen ließ die Erlaubniß für ihn zu bewirken, sich nach Frankreich begeben zu dürfen. Man hielt für ihn ein Schiff zu Gravesand in Bereitschaft, und überredete ihn endlich, sich bey Nacht dahin zu begeben; allein es war keine Zeit mehr, auf seine Sicherheit zu denken; man hatte alle nöthige Vorsicht angewandt, ihn zu seinem Untergang zu führen; alle Ueberfahrten bey Greenwich waren mit verschiednen königlichen Barken besetzt. Er stieg ans Land, und auf dem Fuße folgten ihm Leute aus diesen Barken, die nach ihm gelandet hatten. Er suchte vergebens aus ihren Augen zu kommen, Stuckeley hielt ihn im Namen des Königs an, und überlieferte ihn in ihre Hände, wobey er ihm zu verstehen gab, solches geschehe zu seiner eignen Sicherheit. „Da ich auf ihre Sicherheit „bedacht bin, sagte dieser Verräther zu „ihm, oder wie er sich wenigstens zu thun „stellte, so können sie jetzt, da wir entdeckt „sind, unter meiner Verwahrung bleiben,

„und

„und wir werden ohne Zweifel eine andere „Gelegenheit zu ihrer Rettung finden. Bey dem Unglück, in welches Raleigh sich gestürzt sahe, behielt er doch so viel Beurtheilungskraft, das Bezeigen des Verräthers, der sich vor seinen Freund ausgab, nach seinem Werthe abzumessen. Er gab ihm zur Antwort: „Sir Ludwigs „schlechten Seele kommt die Verrätherey „nicht schwer an, und Sie sind mein Ver„räther. Wer seine Ehre dem Eigennutze „aufopfert, ladet einen ewigen Schand„fleck auf sich. Sie nennen mich ihren „Freund, und Ihnen ist mein Blut feil ge„wesen. Der Abgrund, Stuckeley, wird „unter den Tritten desjenigen immer grös„ser, der sich durch Verbrechen empor „gehoben hat.

Stuckeleys Ohren waren nicht für die Stimme der Ehre und Menschlichkeit gemacht, er gieng in seinem verhaßten Vornehmen immer weiter. Um nicht bloß ein halber Bösewicht zu seyn, so hatte er die barbarische Geschicklichkeit besessen, sich dergestalt in Raleighs Freundschaft einzuschmeicheln, daß er der Vertraute seiner geheimsten Gedanken wurde, und ihn in seinen Handlungen, so zu sagen, bey der Hand führte. Dadurch setzte er sich in den Stand, sein Schlachtopfer, denen, die es aufopfern wollten, in seiner Blöße

zu zeigen, und seine Tritte zugleich zum Rande des Abgrundes zu leiten. Er veranlaßte Raleighen, sich so zu betragen, daß er sich aller Schärfe der Gesetze bloß stellte. Stuckeley erreichte den Zweck, den sich allezeit Leute von seinem verhaßten Character vorsetzen; er bekam ansehnliche Geschenke, von dem so wohl, den er zu seinem Verderben leitete, als von denen, die darnach trachteten; allein, es giebt allezeit solche edle Seelen, solche rechtschaffene Leute, die sich, durch den Schimmer der Reichthümer und der Würden nicht blenden lassen, und von einem Menschen, in welchem Stande er sich auch befinde, richtig zu urtheilen wissen, und ihn vor den Richterstuhl der Gerechtigkeit, seiner Handlungen wegen, zur Rechenschaft ziehen. In ihren Augen, hat sich Stuckeley mit Schande bedeckt.

Laßt uns den Verräther Stuckeley einen Augenblick verlassen, und dem unglücklichen Raleigh bis zu seiner Hinrichtung folgen. Man brachte ihn nach London, und setzte ihn in dem Tower feste. Er brachte daselbst verschiedne Aufsätze zu Papiere, die er dem Könige überreichen ließ. Er bewieß ihm darinnen, es erfordere das Beste der englischen Nation, sich niemals mit Spanien in ein Bündniß einzulassen, den Schaden, den er ihnen zugefügt hätte,

wäre

wäre ein wahrer, seinem Vaterlande geleisteter Dienst, weil er seine Feinde dadurch geschwächt hätte, wobey er ihm zugleich die Vortheile zeigte, die er über sie haben könnte. Der König so gut, als seine Ministers, sahen wohl die Wahrheit seiner Gründe ein; allein das dringende Ansuchen des Spanischen Hofs, das Gold, das er in Engelland austheilen ließ, die Schwäche Jakob des 1ten, brachten Raleighen aufs Blutgerüste.

Den 28sten October 1618, wurde Sir Walter Raleigh, aus dem Tower vor das Gerichte der königlichen Bank, in Kraft, des habeas Corpus, gestellet, und der ehemals wider ihn ergangene Urtheilsspruch, nochmals untersucht und bestätiget. Dem zu Folge, ließ man ihn nach Gattehouse bringen, um des andern Tages hingerichtet zu werden. Es wurde ihm auf dem Platze des alten Palastes, vor der Parlamentskammer der Kopf abgeschlagen. Er war damals sechs und sechzig Jahr alt. Ehe er den Scharfrichter seinen Kopf hinstreckte, hielte er eine sehr heftige Rede, sich wider alle Anklagen, die man ihm aufbürdete, zu rechtfertigen; nahm, das zu seiner Enthauptung bestimmte Beil, in die Hand, sagte, dieses sey ein sehr scharfes Arzeneymittel, es würde aber, allen seinem Unglück ein Ende machen,

und ihn endlich einmal, den Verfolgungen seiner Feinde aus den Augen rücken.

Sein Leichnam wurde in der heiligen Margareten Kirche, neben dem Altar, beerdiget. Seine Witwe verwahrte viele Jahre hindurch, seinen Kopf in einem Kästgen. Nachmals erbte ihn sein Sohn, der ihn zu Wett-Horseley, in der Grafschaft Surry begraben ließ.

Es wird versichert, Jakob der 1ste habe nicht lange nach seiner Hinrichtung einen Brief an seinen Minister zu Madrid geschrieben, in welchen dieser Monarche sagte, die Spanier hätten keine Ursache mehr, ein verstelltes Bezeigen anzunehmen, da er ihnen den Sir Walter Raleigh aufgeopfert habe, einen der geschicktesten Männer, die in seinen Diensten gewesen wären. Mit dem Zusatze noch dazu, er würde dem ganzen Engelland, durch seine Erhaltung das gröste Vergnügen gemacht haben, weil er so gut im Stande gewesen wäre, eine Armee anzuführen, als die geschicktesten Generals, die sich zur Zeit in Europa befänden.

Smollert mahlt ihn mit gänzlich verschiedenen Farben ab, in seiner englischen Geschichte, Theil XII. Seite 112. Er gesteht, Sir Walter Raleigh habe die grösten Gaben besessen, allein er wäre dabey unruhig, verwegen und stolz gewesen;

er

er hätte den Spaniern, unter Elisabeths Regierung, entsetzlichen Schaden zugefügt. Seine letzte Reise, setzt er hinzu, hätte er in keiner andern Absicht unternommen, als Seeräuberey zu treiben.

Laßt uns Herrn Hume hören: er spricht folgendermaßen in seiner Geschichte des Hauses Stuarts. Als der Ritter, Walter Raleigh, nach dem Tower gebracht wurde, hatte ihn sein hochmüthiger und heftiger Gemüthscharacter dem Volke zum verhaßtesten Menschen in Engelland gemacht, und dieser öffentliche Haß hat zu seiner Verurtheilung sehr viel beygetragen: allein dreyzehn Jahre seiner Gefangenschaft hatten die Gesinnungen der Nation zu seinem Besten geändert. Man hatte Zeit genug gehabt, über die Härte, ich mag nicht sagen, über die Ungerechtigkeit des gesprochenen Urtheils, nachzudenken. Man trug Mitleiden mit diesem geschäftigen, unternehmenden Geiste, der sich in einem dunkeln Gefängnisse verzehrte; dieses ausgebreitete Genie fiel auf, das mitten unter den Uebungen zur See, und im Kriege, selbst diejenigen in wissenschaftlichen Untersuchungen übertroffen hat, deren Lebensart mit einem ruhigen und stillen Studieren verbunden war. Man fieng an, diese Größe und Standhaftigkeit der Seele zu bewundern, die ihn bey seinem Alter und

in seiner Lage noch vermochten, eine Geschichte der Welt zu verfassen. Um diese günstigen Gesinnungen zu verstärken, auf die er die Hofnung seiner Befreyung gründete; so streuete er das Gerüchte von einer Goldader aus, die er in Guyana entdeckt hätte, die, zu Folge seiner Beschreibung, von einer Beschaffenheit wäre, nicht nur alle Ebentheuerer zu bereichern, sondern auch der Nation unermeßliche Schätze zu verschaffen.

Vielleicht war es der Ordnung gemäß, daß, über das von ihm begangene Verbrechen, wodurch er den Frieden mit Spanien gestört hatte, nach den allgemeinen Landesgesetzen, oder nach dem Kriegs-Rechte, hätte gesprochen werden sollen; allein, es war bey dem Gerichte ein angenommener Grundsatz, daß, da er schon wegen Hochverraths verurtheilt wäre, er wegen eines andern Verbrechens nicht wieder ins Gefängniß gesetzt werden könne. Spanien zufrieden zu stellen, das seine Beschwerden überlaut erschallen ließ, unterzeichnete der König, nach dem alten Urtheilspruch, den Befehl zu seiner Hinrichtung.

Unter allen Begebenheiten der Regierung Jakobs, ist keine dem Publikum unangenehmere gewesen, als die Hinrichtung des Ritters Raleighs. Ein bey seinem Ursprunge so hartes, so lange Zeit aufgeschobnes Urtheil vollstrecken, das durch eine Commis-

sion

sion, die ein neues Merkmal des Vertrauens in sich enthielt, stillschweigend war unkräftig gemacht worden, wurde für eine ausnehmende Grausamkeit und Ungerechtigkeit gehalten. Engellands heimlichem Feinde das Leben des einzigen Mannes aus der Nation aufzuopfern, der wegen seiner Tapferkeit und seiner Kriegserfahrung dazumal in einem besondern Rufe stand, schien sowohl niederträchtig, als unbesonnen gehandelt zu seyn; und da das genaue Band, das der König mit Spanien unterhielt, allen Engelländern mißfiel, so machte es ihnen diese Gefälligkeit gegen Spanien, noch verhaßter.

Stukeley, dieser Verräther, der Raleighen auf so eine niederträchtige Art überantwortet hatte, wurde kurze Zeit nach des Ritters Tode, wegen Verfälschung alles Goldes, welches der Preiß seiner Verrätherey gewesen, zum Strange verurtheilt. Er brachte indessen einige Günstlinge des Königs mit Gelde auf seine Seite, und ihm wurde das Leben geschenkt. Er nahm nachgehends seinen Aufenthalt in der Insel Lundi, woselbst er seinen Verstand verlor, und in äußerster Armuth verstarb.

Fünftes Kapitel.

Südamerika endigt sich in einer Spitze, beinahe so wie Afrika. Die Spanier sind der Meinung, daß ihnen diese Spitze gehöre, und sehen sie als einen Theil von Chili an; die Erd- und Reisenbeschreiber machen es aber zu einem abgesonderten Lande.

Erster Artikel.

Magellanien erstreckt sich vom sieben und vierzigsten Grad südlicher Breite bis zum vier und funfzigsten, und vom ein und siebzigsten bis zum neun und siebzigsten der Breite. Diese Gegend wird von drey wilden Völkerschaften bewohnt, den Cezares, den Patagonen, und den Pecherais. Gegen Norden gränzt sie an Chili und Brasilien, gegen Osten am Atlantischen Meere, gegen Süden an der Magellanischen Meerenge, und gegen Westen am stillen Meere.

§. 1.

Einwohner in Magellanien.

Tagebuch der Beobachtungen des Pater Feuillee.

Die Einwohner dieses Landes bestehen, wie eben gesagt worden, aus drey verschiednen Völkerschaften, den Cezares, Patagonen und Pecherais. Man ist der Meinung,

nung, daß die erstern aus Spanien stammen. Wir können den Pater Feuillee zum Gewährsmann angeben. Die Schwürigkeit zu Lande über dem Darienschen Isthmus nach dem Südmeere und nach Peru zu kommen, nöthigte die Spanier viele Versuche zu machen, ob ihnen nicht die Magellanische Meerenge den Weg dahin bahnen könnte. Guttieres de Carvajal, Bischoff von Piazenza, ließ drey Schiffe auf seine Kosten ausrüsten, und trug die Befehlshaberschaft hierüber dem Alphonso von Camargo auf. Gegen den August 1539 reißten sie von Sevilla ab, und warfen den 20sten Januar 1540 bey dem Vorgebürge. . . Anker, im 52ten Grad zwanzig Minuten der Breite. Kaum waren diese Schiffe in dem zweyten Eingang der Meerenge gefahren, als sie von einem Westwinde überrascht wurden. Zwey von diesen Schiffen wurden an die Küste geworfen, und scheiterten. Das Schiffsvolk und die Paßagiere rettete sich. Es waren viele Priester und Weiber dabey. Das vierte Schiff, das sich in offener See gehalten hatte, kam unbeschädigt davon. Die Gestrandeten baten es um Beystand umsonst: Der Hauptmann glaubte nicht Lebensmittel genug zu haben, und sein Schiff zu sehr zu beladen, darum schlug ers ihnen rund ab; er nahm seinen Weg durch das Südmeer, und fuhr gerade nach Lima.

Diejenigen, die er am Ufer ließ, sammelten die Trümmern ihrer Schiffe, und suchten sich in diesem Lande eine für sie schickliche Gegend auf. Sie ließen sich auf der Südseite von Chili nieder, und vermehrten sich dermaßen, daß sie zu einer ansehnlichen Völkerschaft geworden, die jetzt in Republikanischer Verfassung lebt. Fremde dürfen nicht in ihr Land, weil sie besorgen, sie möchten Stöhrer ihrer Ruhe werden. Ihre Nachbarn, die Chilier sagten, sie besäßen ein gar fruchtbares, und gar anmuthiges Land, das östwärts durch einen großen und sehr schnellen Fluß eingeschlossen wird; wären weiß wie die Europäer, hätten in den Ebenen, wo sie wohnten, (wie man von den Anhöhen gewahr werden könnte,) Leinenzeug ausgebreitet, und man hörte sogar den Schall vieler Glocken. Pater Feuillee sagt, man hätte ihn, wie er zu Chili gewesen, versichert, allen Europäern wäre der Eingang in das Land der Cezares versperret; und zur Erhaltung ihrer Freyheit hätten sie das Gesetz gemacht, daß ein jeglicher des Todes sterben solle, der an der Republick zum Verräther würde, und den Eintritt in ihr Reich entdeckte. Dieß Gesetz gölte so gar auch dem Oberhaupte ihrer Republik. Es ist möglich, daß sich die Chilier in der Breite geirrt, und dem Pater Feuillee von einer Paruguayschen Kolonie haben erzählen wollen.

Die Patagonen bewohnen den westlichen Theil von Magellanien. Sie sind durchgängig von schönem Wuchse; keiner unter fünf Fuß, fünf und sechs Zoll; viele sogar von sechs Fuß. Sie sind ausnehmend vierschrötig, sehr dickköpfig und starkgliedrig; sehen voller Lebenskraft aus; ihre Nerven sind angespannt, ihr Fleisch derb und voller Lebenssaft. Sie sind ganz Kinder der Natur, nähren sich von saftreichen Speisen, und wachsen daher so lang, als nur ein Mensch wachsen kann. Ihre Figur ist gar nicht unangenehm, bey vielen sogar ziemlich schön; ihr Gesichte rund, aber ein wenig platt, ihr Auge lebhaft, ihre Zähne außerordentlich weiß, aber breit. Ihr Haupthaar schwarz, und oben auf dem Wirbel zusammengebunden. Einige haben unter der Nase einen Knebelbart, der lang, aber eben nicht stark ist. Ihre Haut sieht erztfarben aus, wie der andern Amerikaner ihre. Die Backen mahlen sie sich fast durchgängig roth. Ihre Weiber sind ziemlich schön, und beynahe eben so weiß, wie Europäerinnen.

Reise um die Welt, durch den Herrn von Bougainville in den Jahren 1766, 1767, 1768 und 1769. zweyte Auflage, Theil 1.

Ihre Kleidung ist ein Schürzchen, das ihre Schaamtheile verbirgt, und ein grosser Mantel von Seekalbfell. Dieser Mantel ist in der Mitte des Leibes befestigt, und hängt bis auf die Fersen herab. Die Schulterblätter des Mantels

schlagen sie gemeiniglich zurück, so daß sie ungeachtet der strengen Witterung vom Gürtel bis oben herauf beynahe allezeit nackend sind. Sie haben eine Art Stiefelchen aus Pferdeleder gemacht, die hinterwärts offen sind.

Einige haben Säbel, Bögen und Pfeile; ihre gewöhnlichen Waffen aber sind zwey runde Kieselsteine an den beyden Enden eines zusammengedrehten Darmes befestigt. Keine andre Gattung Waffen, ist, selbst in ganz Magellanien, nicht bekannt. Ihre Pferde, die sie unstreitig von den Spaniern haben, sind klein und herzlich mager; sie trinken Seewasser, weil das süsse Wasser auf dieser Küste was sehr seltenes ist. Sie haben kleine und außerordentlich lebhafte Hunde.

Ihre hauptsächlichste Nahrung ist das Mark und Fleisch von den Guanakos und den Vigognes. Es scheint, sie sind wie die Tartaren, in Rotten getheilt, jegliche Rotte habe einen Anführer, und zögen herum. Man hält sie für sehr sanfte Geschöpfe. Und auch für sehr gesellige; wenigstens nach Herrn Bougainvilles Beschreibung. Kaum, sagte er, hatten wir den Fuß auf die Erde gesetzt, als wir sechs Patagonen sahen auf uns zugesprengt kommen. Funfzig Schritte von uns stiegen

sie

sie ab, liefen sogleich zu uns, und schrien: Chaoua! Wie sie an uns heran waren, streckten sie die Hände aus, und legten sie auf die unsrigen; darauf schlossen sie uns in ihre Arme, und wiederholten aus Leibeskräften Chaoua, Chaoua; wir riefen es nach. Diese guten Leute schienen über unsre Ankunft sehr vergnügt. Zwey von ihnen, die zitternd auf uns zugekommen waren, wurden gar bald dreister. Nach vielen gegenseitigen Liebkosungen liessen wir Zwiebacke und ein wenig frisch Brodt aus unsern Kanoten holen, und theilten es unter sie aus; sie verzehrten alles beydes mit der grösten Gierigkeit. Jeglichen Augenblick wuchs ihre Zahl. Bald belief sie sich auf dreyßig, worunter sich einige junge Leute befanden, und auch ein Kind von acht bis zehn Jahren. Sie traten mit der Mine des Zutrauens auf uns los; schienen über unserm Anblick gar nicht in Erstaunen gesetzt, gaben uns zu verstehen, daß unser Schießgewehr ihnen nicht unbekannt seye, indem sie den Flintenknall mit ihrer Stimme nachahmten, und schienen uns an den Augen abmerken zu wollen, was wir gern zu haben wünschten. Einige von unsern Leuten sammelten sich Pflanzen; sogleich liefen viele Patagonen hin, suchten welche, und brachten uns von eben der Sorte zurück, die man aufgelesen

hatte. Einer von ihnen nahte sich dem Chevalier du Bouchage, zeigte ihm sein schadhaftes Auge, und bat ihn pantomimisch, ihm die Pflanze anzuzeugen, die dafür gut wäre. Wir tauschten einige, in ihren Augen kostbare, Kleinigkeiten gegen Guanako- und Vijognesháute um. Sie baten sich durch Zeichen Rauchtobak von uns aus. Das Rothe schien ihnen sehr zu gefallen. Sobald sie etwas von der Farbe an uns wahrnahmen, fuhren sie mit der Hand drüber weg, und schienen es haben zu wollen. Man reichte jedem von ihnen einen Schluck Brandtewein, um zu sehen, wie sie sich darnach betragen würden. So bald sie ihn hinter hatten, schlugen sie sich mit der Hand auf den Hals, und stiessen blasend einen zitternden und unartikulirten Ton aus, der sich mit Verdrehungen ihrer Lippen endigte. Alles, was ihnen in die Hände fiel, packten sie an.

Aus dieser weitläuftigen Erzählung erhellet, daß diese Patagonen von keiner Riesengestalt sind, wie viele Reisebeschreiber ausgesprengt haben, die auf diesen Küsten gewesen sind.

Der westliche Theil von Magellanien wird von den Pecherais bewohnt. Man nennt sie darum so, weil sie dies Wort unauf-

unaufhörlich wiederholen, wenn sie auf die Europäer losgehn. Sie sind klein, häßlich, haben einen unerträglichen Geruch. Ihre Kleidung besteht aus Seewolfsfellen. Aus eben diesen Fellen machen sie Dächer für ihre Hütten, und Seegel für ihre Pyrogen. Ihre Weiber sind Frazenfiguren, und die Männer scheinen sich wenig aus ihnen zu machen. Sie müssen die Pyrogen führen, und sie in baulichen Stand unterhalten. Wenn sie leck werden, werfen sich die Weiber ins Wasser, und schöpfen sie aus. Auf dem Lande müssen sie Holz und Muschelwerk auflesen; mit dergleichen bemengen sich die Männer gar nicht. Selbst Weiber, die ihre Kinder säugen, sind von diesen Frohndiensten nicht ausgeschlossen; sie tragen ihre Kinder auf ihrem Rücken, in ihrem fellenem Gewande eingewickelt.

Ihre Pyrogen bestehen aus Baumrinden, die mit Schilf gar erbärmlich zusammengeflochten sind; die Oefnungen sind mit Moos verklebt. In der Mitte haben sie einen kleinen Heerd von Sand, worauf sie stets ein wenig Feuer unterhalten. Ihre Waffen sind Bogen und Pfeile, aus einer Art von Hagedorn gemacht, der Blätter hat wie die Stechpalmen, und in der Meerenge ziemlich häufig wächst; die Sehne ist von Darm,

und

und die Spitzen an den Pfeilen von Stein, der mit ziemlich viel Kunst so behauen worden. Dieser Waffen bedienen sie sich mehr gegen das Wildbret, als gegen den Feind; auch sind sie so schwach, als der Arm, der sie führt. Ueberdieß haben sie auch noch Fischknochen, die einen Fuß lang sind, an den Enden zugespitzt, und auf der einen Seite ausgezackt, die sie an einer langen Stange befestigen, und sie statt Harpunen gebrauchen.

Diese Wilden wohnen in ihren Hütten bunt durcheinander, Mann, Weib und Kind; in der Mitte ihrer Wohnung zünden sie Feuer an. Ihre vornehmste Nahrung ist Wildbret und Fische. Sie haben Hunde, und Schlingen, die aus Wallfischbart gemacht sind. Beynahe alle haben ihre Zähne verdorben, weil sie die Muscheln glühend, obgleich noch halb roh essen. Sie sind sehr sanftmüthig, was man ihnen eben nicht hoch anrechnet, weil sie ausserordentlich schwach sind. Diese Schwäche rührt unstreitig von dem Elende her, worin sie sich befinden. In diesem gräßlichen Klima fehlts ihnen beynahe an allem.

Sie sind abergläubisch, und glauben an schadenthuende Schutzgeister. Es giebt Priester unter ihnen, die deren Einfluß beschwören. Diese Priester sind zu glei-

cher

cher Zeit Aerzte oder vielmehr Quacksalber. Wir wollen dem Herrn von Bougainville folgen, der uns davon einen Beweis giebt. Eins von ihren Kindern, sagte er, ungefähr zwölf Jahr alt, das einzige, dessen Gestalt unsern Augen intreßant war, bekam mit einemmale ein heftiges Blutspeyen, worauf sehr starke Verzuckungen erfolgten. Es war am Borde eines Schiffs gewesen, wo man ihm Stückchen Glas und Spiegelglas gegeben hatte. Da diese Wilden Stückchen Talg in die Kehle und in die Nasenlöcher hineinzustecken pflegen, macht es das Kind mit dem Glase eben so. Es hatte sich Lippen, Zahnfleisch und Gaumen an vielen Orten aufgeschnitten, und gab fast unaufhörlich Blut von sich.

Dieser Zufall verbreitete Bestürzung und Mistrauen unter den Pecherais. Sie hatten uns in Verdacht einer Hexerey. Die Gaukler bemächtigten sich alsobald des Kindes, zogen ihm eine Leinewandne Jacke aus, die man ihm geschenkt hatte, und da man sie nicht zurücknehmen wollte, warfen sie sie weit von sich weg. Ein andrer Wilder, der für Bezauberungen vermuthlich nicht bange war, hob sie auf.

Einer von den Gauklern legte das Kind, in einer von den Hütten, auf den Rücken hin, kniete zwischen seinen Bei-

nen nieder, bückte sich über selbes hin, preßte des Kindes Bauch mit dem Kopfe und den beyden Händen zusammen, schrie aus Leibeskräften, ohne daß man ein artikulirtes Wort verstehen konnte. Von Zeit zu Zeit hob er sich in die Höhe, öfnete die Hände, worinn er das Uebel zu haben schien, und bließ da herein, als wenn er einen bösen Geist fortjagen wollen.

Wärend dieser Cerimonie kreischte ein altes heulendes Weib dem Kranken aus allen Kräften ins Ohr. Das Kind schien bey der Heilungsart soviel auszustehen, als bey seinem Uebel. Der Gaukler gab ihm einige Erholungszeit, indem er gieng, und seinen Beschwörerstaat hohlte. Er kam zurück, hatte sein Haar gepudert, und den Kopf mit zwey weissen Flügeln verzieret, die den Flügeln am Merkuriushute ziemlich glichen. Er begann wiederum seine Verrichtungen mit noch mehrerer Zuversicht, aber eben so wenigem Glücke. Unser Schiffsprediger taufte es unvermerkt. Der Generalchirurgus ließ ein wenig Milch und erweichendes Gerstenwasser bringen. Der Gaukler, zu dem sich ein eben so ausgeschmückter Amtsbruder gesellet hatte, fieng seine Operation auf des Kindes Bauche, Schultern und Rücken wiederum an. Man konnte nicht ohne Mitleiden das unglückliche Geschöpf

so martern sehen, das ganz geduldig war, und weder schrie noch klagte. Sein Körper sah braun und blau aus, und die Gaukler bedienten sich in einem weg ihres barbarischen Heilungsmittels, und beschworen immer fort. Der Schmerz der Aeltern, ihre Thränen, das Theilnehmen der ganzen Nation (wie es schien) an des Kindes Schicksal, und die Geduld des Knabens, machten den allerrührendesten Auftritt. Als die Wilden gewahr wurden, daß wir an ihrem Kummer Theil nahmen, verschwand ihr Mistrauen gegen uns. Wir durften uns nun dem Kranken nahen, und der Generalchirurgus untersuchte dessen blutigen Mund, den sein Vater und ein andrer Pecherais wechselseitig aussaugten. Es hielt hart, ehe man sie dahin brachte, daß sie die Milch brauchten; wir mußten zu verschiednen malen davon kosten. Endlich entschloß sich der Vater, so sehr sich auch die Gaukler dagegen setzten, sie seinem Sohne zu trinken zu geben. Die Gaukler äusserten Scheelsucht gegen unsern Chirurgus, den sie endlich für einen geschickten Gaukler anzuerkennen schienen. Sie öfneten ihm so gar einen ledernen Sack, worin ihre Federmütze, weißer Puder, Talg, und ihr übriges Zaubergeräthe lag; kaum aber hatte er einen Blick darauf geworfen, so schnürten sie gleich alles wieder ein.

Mit Anbruch der Nacht begaben wir uns wieder an Bord; das Kind stand weniger aus, allein aus seinem beständigen Erbrechen besorgten wir, es möchte Glas in den Magen bekommen haben. Und so muß es auch wohl gewesen seyn, denn um zwey Uhr in der Nacht hörten wir ein oftmaliges Geheule, und mit Anbruch des Tages machten sich die Wilden seegelfertig. Unstreitig flohen sie diesen durch den Tod des Kindes befleckten Ort, und die Fremden, die, wie sie glaubten, bloß zu ihrem Verderben hergekommen waren. Eine Pyroge, die ausgeflickt zu werden verdiente, liessen sie am Ufer stehen.

Dies sind die Nationen, die Magellanien bewohnen. Laßt uns sehen, was es für Produkte hat.

§. 2.

Thiere in Magellanien.

In dieser Gegend sind Pferde in ziemlicher Menge zu finden. Vermuthlich brachten die Spanier welche mit, liessen einige davon in den Ebnen los, wo sie sich sehr vervielfältiget haben. Ausgeartet sind sie aber, und bey weitem nicht so schön als die Spanischen. Die Patagonen fangen ihrer viele, und reiten sie sich zu, das sie den Spaniern abgesehen haben. Auch Ziegen giebts dort sehr häu-

fig,

sig, welche, wie man glaubt, die Spanier dorthin gebracht haben.

Thiere, die dort zu Hause gehören, sind die Guanakas, oder wilden Schaafe. Sie sind zwölf Spannen hoch, gleichen an Kopf und Halse den Kameelen, und haben übrigens mit dem Pferde viel Aehnlichkeit, und sind sehr flink. Es sind die nemlichen Schaafe, die man zu Peru findet, und man macht auch den nemlichen Gebrauch von ihnen. Uebrigens trifft man in diesem Lande auch Füchse an; sie sind aber kleiner, wie die unsrigen. Haasen sind hier sehr häufig. Es giebt hier ein Thier, nicht völlig so groß wie die Landschildkröte, das auf dem Rücken eine Schaale hat, die in zwey Theile gesondert ist, welche sich in einander fügen. Sein Fleisch ist sehr gut. Die Spanier nennen es ein Panzerschwein. Wood versichert, in diesem Lande ein ander Thier, von einer weit sonderbaren Gattung gesehen zu haben; begnügt sich aber damit, von ihm zu sagen, es habe einen sehr dicken Schwanz; eine weitre Beschreibung giebt er davon nicht. Er nennt es Brummer oder Blaser, weil es brummt oder bläst, so bald es jemand kommen sieht, und mit den Hinterpfoten in die Erde krazt. Keine andre Waffen hat es, als seinen Hintern, den es dem entgegen reckt, der auf dasselbe zukommt,

Johann Wood in Magellanien. Eine französische Uebersezung, gedruckt zu Rouen im Jahr 1715.

wodurch es einen Auswurf von sich giebt, dessen Geruch unleidlich ist. Pater Feuillee beschreibt es in seinem Journale. Es ist, sagt er, so groß wie eine Katze, hat einen langen und spitzen Kopf, der obere Kinnbacken ragt mehr als der untere hervor; der Rachen geht bis an die Augenwinkel; die Augen sind lang und schmal; deren Stern schwarz, das übrige weiß, die Ohren lang, ziemlich wie Menschenohren gestaltet; der Rand des Knorpels innwärts eingebogen; die Ohrläppchen hängen ein wenig tief herab. Der ganze Bau seines Ohrs giebt zu erkennen, daß er ein sehr zart Gehör hat. Zwey weiße Streifen, die vom Kopfe anfangen, gehen über die Ohren weg, entfernen sich von einander, und ziehen sich bogenförmig den Bauch lang herunter. Seine Füsse sind kurz; an seinen Pfoten hat er fünf Klauen, die mit fünf schwarzen, langen und spitzen Krallen versehen sind; womit es sich seine Grube gräbt. Sein Rücken ist wie der Schweinerücken gewölbt, und der Unterleib ganz platt. Sein Schwanz, der wie der Schwanz eines Fuchses gebildet ist, hat mit seinem Leibe gleiche Länge. Sein Haar ist dunkelgrau, und lang wie Kazenhaar. Sein Loch gräbt er sich wie unsre Kaninchen die ihrigen, nur nicht so tief. Der unerträgliche Geruch, den er ausdüftet,

kömmt

kömmt von seinem Urine her. Wird er verfolgt, so pißt er auf seinen Schwanz, und stiebt seinen Urin in die Luft, wie mit einem Sprengwedel. Dieß verursacht einen solchen Gestank, daß Menschen und Raubthiere augenblicklich von ihm abstehen. Um in seiner Grube ruhig zu sitzen, pißt er an deren Eingang hin.

Ueberdieß findet man unter diesem Himmelsstriche Löwen, sie sind aber weit seltener und kleiner, als die Afrikanischen.

Die gewöhnlichsten Vögel in Magellanien sind Adler, Sträusse, Schwäne, Enten, Kriechenten, Falcken, Reiher, Stoßvögel, Rebhüner, Wasserschnepfen, Zaunkönige und Nachteulen.

Unter den Seevögeln giebt man den Pinguins den vornehmsten Rang. Sie gleichen den Gänsen ungemein, statt der Federn aber haben sie weiter nichts, als Pflaum. Sie fliegen nicht, und können so schnell rennen wie ein Mensch. Ihre unbefiederten Flügel hängen, wenn sie laufen, auf beyden Seiten herab; sie bedienen sich ihrer nur beym Schwimmen, zum rudern. Sie nähren sich bloß von Fischen. Ihre Löcher machen sie in der Erde wie die Kaninchen, legen daselbst, und ätzen ihre Jungen. Der Pinguin hat einen ziemlich guten, nur etwas fisch-

artigen Geschmack. Man zieht ihm die Haut ab, wenn man ihn zubereiten will, denn er ist zu fett, und kocht oder röstet ihn; geröstet schmeckt er am besten.

Der Seelöwe ist das gröste Thier von dieser Gattung, das man hier zu Lande findet. Wenn er seine völlige Größe hat, beträgt er ungefähr zwanzig Fuß in der Länge, und funfzehn im Umfange. Dem Kopf, Hals und Brust nach, gleicht das Männchen so ziemlich dem Löwen; es hat Mähnen wie er, und ein glattes schlechtes Haar bedeckt den übrigen Theil seines Leibes; das Haar des Weibchens ist am ganzen Leibe glatt. Das Haar an beyden Geschlechtern ist hellfalbe. Schwanz und Schloßfedern sind schwärzlich. Ihre Floßfedern brauchen sie statt Füße, wenn sie auf der Erde sind; sie sind fast wie Menschenhände gestaltet; ihre Zehen hängen mittelst eines Häutchens an einander, allein dies Häutchen erstreckt sich nicht bis an das Ende der Klauen, an deren jegliche eine Kralle sitzt. Das Männchen unterscheidet sich ausser seinen Mähnen am Halse, noch darinn vom Weibchen, daß es eine Art von großer Trompete am Ende seines obern Kinnbackens sitzen hat, die fünf oder sechs Zoll in der Länge betragen mag. Ueberdieß sind die Weibchen viel kleiner als die Männchen. Diese Fische

bringen den ganzen Sommer im Meere zu, und den ganzen Winter auf dem Lande. Alsdenn gatten sie sich erst, und die Weibchen werfen. Die Jungen sind bey ihrer Geburt so groß, wie ein Seekalb, das seine völlige Größe hat. Die Seelöwen leben, so lange sie auf der Erde sind, von dem Grase, das am Borde von fliessendem Gewässer wächst, und schlafen, wenn sie nicht auf die Weide gehn, im Schlamme. Von Natur sind sie sehr träge, und haben einen gar harten Schlaf. Sie schlafen nie anders als Heerdenweise, und stellen um den Ort, wo sie schlafen, die Männchen als Schildwachen aus. Diese Schildwachen müssen sie wecken, so bald sich was nähert, und wenn die Gefahr dringender wird, ändern sie ihr Geschrey; zuerst grunzen sie wie Schweine, und wiehern hernach, wie die muthigsten Pferde. Wenn die Weibchen in der Brunst sind, schlagen und zerreissen sich die Männchen wechselweise. Ihr Fleisch ist sehr gut. Aus der Zunge und dem Herzen dieser Thiere, macht man viel Aufhebens. Man fängt sie leicht, denn sie sind zu plump, um schnell entfliehen zu können. Bey der kleinsten Bewegung, die sie machen, sieht man ihr weichliches Fett unter der Haut schlottern. Man prügelt sie mit Stöcken todt. Vor ihrem Biß muß man sich in acht nehmen;

sie haben sehr gefährliche Zähne, und ihre Schwere allein ist Ursach, daß man sich ihrer leichtlich bemächtigt. Ausserdem, daß diese Thiere viel Mundvorrath liefern, geben sie auch reichlich Oehl. Man versichert, ein einziges könnte an fünf hundert Kannen geben. Dieß wäre ein sehr beträchtlicher Handlungszweig.

§. 3.

Bäume und Pflanzen in Magellanien.

Der Magellanische Himmelsstrich ist sehr kalt, die Erde fast immer mit Schnee bedeckt. Sommer, Frühling und Herbst dauern hier nicht länger, als vier Monate. Im May fängt der Winter an am heftigsten zu werden, und im December fällt noch Schnee.

Herrera 7ten Dec. B. 1. K. 8.

Der Boden in Magellanien ist ziemlich verschieden; bald ist er voller Waldung, bald lauter Pläne; hat viele trockene, dürre Gegenden. Eine Art Pfefferbaum wächst hier am häufigsten; seine Frucht sitzt wie beym Weißdorn in Trauben; sie sind aber grün; jedes Korn hat die Größe eines Pfefferkorns, und hält vier oder fünf Körnerchen in sich. Zerstampft sehen sie so weiß aus, wie weißer Pfeffer, sind eben so beißend und hitzig. Die Blätter des Baums sind weißlich, den Espenblättern ziemlich ähnlich. Die

Rin-

Rinde hat etwas gewürzartiges, und ist dem Magen sehr dienlich.

Bloß dieser Baum verdient in dieser Gegend Aufmerksamkeit; die übrigen sind, so zu sagen, nicht viel mehr als Sträucher. Man findet daselbst Johannisbeersträuche, die sehr liebliche und sehr gesunde Beeren tragen; Weinstöcke, deren Trauben sehr gut sind. Einige Reisebeschreiber behaupten, man finde in Magellanien wohlriechendes Holz, und eine Art Zimmtholz. Andre versichern, es gäbe daselbst Jaspis in ziemlich grosser Menge, und verschiedenartige Marmorbrüche. Recueil de Purchas, t. 1. l. 2, c. 5.

§. 4.

Fische, Muschelwerk.

Ausser den gewöhnlichen Fischen findet man auf diesen Strichen eine Menge Wallfische und Meerungeheuer. Einige unter ihnen haben einen ausserordentlich dicken Kopf. Derjenige Fisch, den die Holländer Meerteufel nennen, ist hier sehr häufig. Sein Leib ist sehr breit und kurz, und der Schwanz lang wie ein Drachenschwanz. Rochewin Reise nach Südasien.

Es giebt auf diesen Strichen vier Sorten Schaalenthiere; den Krebs, der noch vorm Kochen roth aussieht; die blaufüßige Krabbe, die mit dem Tureluru Aehnlich- Herr von Bougainville, ubi supra.

lichkeit hat, und eine Art von sehr kleiner Chevrette. Muscheln giebts hier sehr häufig; sie sind über einen Fuß lang, aber lange nicht so delikat, wie die Europäischen. Einige Reisebeschreiber behaupten, man finde sehr große Perlen bey ihnen; sie haben aber nicht den Werth von denen, die man sonst in den Austern antrift. Austern sind ganz und gar nicht an den Magellanischen Küsten zu finden.

§. 5.

Beschreibung von den beyden Strassen, die Magellanische und le Maire.

Die berühmte magellanische Meerenge erstreckt sich von Westen nach Osten, und ihr Umfang beträgt hundert und eilf Meilen, vom Cap de Vierges bis zum Cap Desire, und ist ungefähr bey ihrer gegen Westen liegenden Mündung sieben Meilen breit; ihre Grenzen, gegen Mittag, ist das Cap de Vierges, und gegen Süden das Cap von St. Esprit. Beym ersten Eingange, der zwanzig Meilen von der Mündung liegt, wenn man von Osten nach Westen geht, ist sie nur eine Meile breit. Unmerklich dehnt sie sich aus, und an manchen Orten ist sie an sieben Meilen breit. Man findet daselbst viele Inseln. Die vornehmsten sind, die Pinguinsinsel, darum so genannt, weil sie von der-

dergleichen Thieren wimmelt; die St. Elisabethsinsel, und die Insel Ludwig des Großen. An der westlichen Mündung giebts der Inseln in Menge; sie sind aber so klein, daß sie nicht einmal genannt zu werden verdienen. Der Boden zu beyden Seiten der Meerenge ist sehr gleich, mit vielen hohen Bergen bedeckt, auf deren Gipfel ewiger Schnee liegt, vor Alter ist er ganz blau geworden. Gegen Norden findet man viele Buchten, mit ganz guten Häfen. Nach der Südseite wird sie von Inseln begrenzt.

Herera Dek. B. 7.

Das Gewässer in dieser Meerenge, wächst und fällt, wie die Ebb und Fluth. Man sieht die Ebbe und Fluth vom Nord- und Süd-Meere herkommen. Man könnte glauben, daß es an den Orten, wo sie zusammenstossen, sehr gefährlich sey; aber viele Schiffe haben das Gegentheil erfahren. In der üblen Jahreszeit ist die Meerenge überhaupt nicht zu beschiffen.

Die Landeseinwohner nennen diese Meeresenge Raika, die Europäer aber die Magellanischen, weil sie von Heernand Magaglans entdeckt worden, den man Ferdinand Magellan zu nennen pflegt. Er war ein Portugiesischer Edelmann, der unter Franziscus von Albuquerqua gedient, sich sehr in Indien hervorgethan hatte, und mit seinem Anverwand-

wandten Serrano, nach den Moluckischen Inseln gereiset war. Am Portugiesischen Hofe war er beleidiget worden, und bey Karl dem Fünften in Dienste gegangen. Er erbot sich, die Grenzstreitigkeiten, die zwischen dem Spanischen und Portugiesischen Hofe wegen ihrer Besitzungen in Amerika entstanden waren, zum Besten des Spanischen Hofes beyzulegen; versicherte, dieß würde ihm glücken, wenn er den Weg durch das Occidentalische Meer nach den Moluckischen Inseln nähme, und erbot sich, die Reise auf eigene Kosten zu thun, wenn es ihm nur erlaubt wäre, unter Kayserlichen Schutz zu schiffen. Ueber seinen Vorschlag erstaunte man, weil man noch gar nicht wuste, daß die Nordsee mit der Südsee zusammenhienge. Magellan, als ein sinnreicher erfahrner Mann, hatte die Bemerkung gemacht, daß das feste Land von Amerika sich nach Südwest hinneigte, und dort spitz zulief, wie das nach Südwest sich senkende Afrika. Hieraus schloß er, man müsse an den Enden von dem festen Lande von Amerika die Meere offen finden, so wie sie es an den Enden von dem festen Lande von Afrika sind.

Wegen diesen Vermuthungen ließ Karl der Fünfte eine Flotte von fünf Karavellen ausrüsten, machte den Magellan

zu deren Befehlshaber, mit dem Auftrage, die Durchfahrt zu suchen, die, wie er glaubte, existirte, und die Meere nach Osten zu durchkreuzen. Den 10ten August 1519 stieß die Flotte von Sevilla ab, und kam gegen December an der Patagonischen Küste an. Eins von denen Schiffen litt daselbst Schiffbruch. Viele von Magellans Gefährten, zettelten aus Heimweh, eine Verschwörung gegen ihn an, die entdeckt ward. Er ließ ihnen den Proceß machen, und sie nach der Strenge der Geseze verurtheilen. Drey wurden geviertheilt, und ein Vierter, sammt einem Französischen Priester auf die Küste ausgesetzt. Diese Strenge machte die übrigen Aufrührer eine Zeitlang schüchtern, endlich fieng das Murren wieder an. Magellans Verrätherey, sagten sie, ist offenbar; der Haß seiner Nation gegen die Spanier wäre bekannt genug; der treulose Portugiese habe unter dem Vorwande, in jenen reichen Inseln ihr Glück zu machen, dem Kayser einen Fallstrick gelegt, und wäre gesonnen, dessen Unterthanen unter diesem kalten Himmelsstrich umkommen zu lassen, und die spanische Flotte in den lißabonnischen Hafen zu führen. Einer von den Schiffshauptleuten gab den Matrosen öffentlich Befehl, sein Schiff zur Zurückfahrt nach Europa seegelfertig zu machen. Magellan aufgebracht

Herrera Dekade 2.

bracht über diese Kühnheit, sprang herüber auf seinen Bord, stieß ihn und die grösten Aufwiegler nieder. Dieser Zug, der seine Autorität und Kühnheit zu gleicher Zeit zu erkennen gab, dämpfte den Aufruhr. Den 21sten Oktober 1520 lief die Flotte beym Cap des Vierges vorbey. Man schickte drey Schiffe auf die Entdeckung aus; das erste wurde durch die Ströme wieder zurück ins Nordmeer getrieben. Jetzt bemächtigte sich das Schiffsvolk, das aus lauter Spaniern bestand, des Hauptmanns Alvarez Meschistes, Neffen des Magellans, warfen ihn in Ketten und Banden, quälten und peinigten ihn so lange, bis er die Erklärung von sich stellte, die Meerenge, von der sein Oheim gesprochen, sey bloß Vorspiegeley, ein blosses Märchen, einzig und allein zum Untergange der Spanier erfunden. Hierauf gieng der Lauf wieder nach Spanien zurück. Das zweyte Schiff lief durch einen Kanal gegen Süd-Westen ein, und fand daselbst nichts, als ein tiefes Meer, voll steiler Felsen. Das dritte, das seinen Lauf nach Süd-Osten genommen hatte, fand einen schönen Fluß voller Sardellen. Da Magellan, der dieß Schiff kommandirte, die großen Ströme wahrnahm, die aus einem hohen Meere zu kommen schienen, so schickte er eine Schaluppe vorweg. Sie ent-

entdeckte ein Vorgebürge, das auf dem neuen Ocean hervorragte. Bey dieser Nachricht verbreitete sich ein Jubelgeschrey unter dem Schiffsvolke, und beynahe alle vergossen Freudenthränen. Magellan nannte dieß Vorgebürge schon im voraus, das gewünschte **Vorgebürge.** Das Schiffsvolk nannte die Meerenge die **Magellanische,** und die daran stossende Länder, die **Magellanischen.** Der Himmelsstrich war so kalt, und das Land so wenig angebaut, daß der General glaubte, so schnell als möglich weiter gehen zu müssen. Gleichwohl fand man dort süß Wasser im Ueberfluß, ziemlich viel Gehölz, Fische und vortrefliche Buchten. Endlich lief Magellans Schiff den 28sten November 1520 ins Südmeer ein, welches er so ruhig fand, daß er es das **stille Meer** nannte.

Viele Matrosen sagten jetzt, da man nun die erwünschte Durchfahrt gefunden, müsse man wieder nach Europa umkehren, und mit einer frisch verproviantirten Flotte wieder zurückkommen. Der General verwarf diese Meynung, und wollte seinen Weg fortsetzen; allein der Mangel an Lebensmitteln war ausserordentlich; viele Matrosen kamen um. Nachdem das Schiff viele tausend Meilen gemacht hatte, fand es drey Inseln, deren Namen un-

bekannt ist. Magellan wollte an der größten absteigen, und sich dort mit seinen Leuten ein wenig erlaben, konnte aber nicht anlanden. Er setzte seinen Lauf fort, bis zu den Philippinischen Inseln, die er darum so nannte, weil der älteste Sohn Karl V. Philipp hieß. Da er die Einwohner sanft und gesellig fand, so landete er hieselbst an. Er nannte diesen Archipelagus, St. Lazaro, und nahm ihn im Namen der Spanischen Krone in Besitz. Ich werde mich hier nicht bey einer weitläuftigen Erzählung der magellanischen Abentheuer aufhalten, nur die Anmerkung will ich noch machen, daß er mit dem Könige von Zebu*) ein Bündniß schloß, daß er ihm gegen den König von Mathan beystehen wollte, und den 26sten Aprill 1521 mit einer rohrnen Lanze durch und durch gebohret wurde. Er ist der erste Seefahrer, der die Reise um die Welt gethan hat.

Die Spanier waren ungeduldig, daß sie täglich so viel Strapatzen ausstehen mußten, und da sie überdem merkten, daß die Insulaner, selbst die von Zebu, sie insgesamt ausrotten wollten, so entschlossen sie sich, nach Europa zurück zu kehren. Sie verbrannten eins von ihren dreyen übrig gebliebenen Schiffen, weil es nicht mehr

*) Zebu und Mathan, sind zwey von den Magellanischen Inseln.

mehr wasserdicht war; durchstrichen verschiedene andre Inseln, giengen nach Borneo; fanden die so lange gesuchten Moluckischen Inseln; landeten an der Insel Timor, eine von den kleinen Moluckischen Inseln; beluden dort ihr Schiff mit Gewürz; und stiessen den 11. Februar 1522 ab, um nach Spanien zurück zu kehren; liessen das Vorgebürge Komorin, und hernach das Vorgebürge der guten Hoffnung nordwärts liegen. Da eins von diesen Schiffen sich zu dieser Reise zu schwach befand, so gieng es nach Ostindien, um sich dort kalfattern zu lassen, des Willens, durch das stille Meer den Rückweg zu nehmen, und in dem Darienschen Isthmus zu landen. Magellans Admiralschiff, Viktoria genannt, damals von Sebastian Kano kommandirt, lief den 7. September 1522 ganz allein wieder in den Hafen St. Lukas ein. Hundert und achtzig Leute hatte es nach den Philippinischen Inseln hingebracht, aus den Moluckischen hatte es nur sechzig mitgenommen, und die waren jetzt bis auf achtzehn geschmolzen. Nach ihrer Rechnung hatte der Weg, den sie von Osten nach Westen gemacht, 4460 Meilen betragen, und sie hatten sieben und dreyßig Monate drauf zugebracht. Sie erstaunten nicht wenig, als sie sahen, daß der Tag, den sie als den 6ten September an-

gesehen hatten, in der That der siebente war. Das ist das erstemal, daß man diese Beobachtung gemacht hat, die nachher so oft ist vorgebracht worden; daß, man, wenn man nach dem Sonnenlauf um die Welt schifft, in drey Jahren einen Tag gewinnt, und einen einbüßt, wenn man gegen den Sonnenlauf schifft.

Das erste, was diese Reisende thaten, war, daß sie Gott dankten, der sie aus so vielen Gefahren glücklich erlöset hatte. Sie giengen insgesamt barfuß, mit der Fackel in der Hand, in die Cathedralkirche zu Sevilla, und warfen sich zu den Füssen der Altäre nieder. Das Schiff, Viktoria, wurde ans Land gezogen, und als ein Denkmal dieser merkwürdigen Schiffarth sorgfältig aufgehoben. Durch diese Schiffarth wurde man erst gewahr, daß die Erde rund ist.

Sebastian Kano begab sich nach Hofe, wo er von dem Kayser mit Lobeserhebungen und Liebkosungen empfangen wurde, die dem ihm geleisteten Dienste gemäß waren. Er übergab Karl dem Fünften zwey Briefe, der eine vom Korola, Könige von Ternates; der andere vom Almanzor, Könige von Tidor, (beydes Moluckische Inseln), die sich für Vasallen der Spanischen Krone erklärten. Er stellte ihm viele Moluckische Indianer vor,

worunter sich einer befand, der auf Handel und Wandel gar verschmizt war. Sobald er sich auf Kastillianisch ausdrücken konnte, war seine erste Frage: wie viel Realen der Dukaten gälte, und wie viel Marwedis der Real; und endlich, wie viel man für einen Real Pfeffer bekäme. Der Kayser befahl, daß man diesen Menschen im Lande behalten sollte, die übrigen schickte er wieder zurück; dem Schiffsvolke schenkte er dem vierten Theil von seinem Antheil an der Schiffsladung. Kano bekam zur Vergütigung eine Pension von 1500 Dukaten, ward in den Adelstand erhoben, und bekam ein Wappen. Dieß bestand aus einem Schilde, worauf ein goldnes Schloß im rothen Felde steht, auf dem Obertheil des Schildes sitzt ein Zimmtzweig, drey Muskatennüße und zwey Gewürznelken; zu Schildträgern hat er zwey Indianische Könige; statt der Helmzierde eine Erdkugel, mit der Aufschrift: Primus circum dedisti me. Seine Gefährten wurden ihren Verdiensten gemäß belohnet.

Die Meerenge von le Maire fängt sich gegen den vier und funfzigsten Grad fünf und vierzig Minuten Südlicher Breite an, und endet sich gegen den fünf und funfzigsten, zwölf Minuten in der nemlichen Breite. Acht bis neun Meilen hat sie in der Länge, und sechse in der Breite. Meerenge le Maire.

Der Strom ist dort so stark, daß man Mühe hatte durchzukommen, wenn er vom Südmeere kömmt, kömmt er aber vom Nordmeere, so fährt man sehr schnell hindurch. Der Wallfische und Seelöwen giebt es dort in so grosser Menge, daß sie den Weg ganz verstopfen. Diese Meerenge ward 1615 durch le Maire entdeckt.

Samlung von der Jesuitergesellschaft.

Da die vereinigten Niederlande sahen, daß in ihren Staaten eine so große Menge Handlungsgesellschaften entstanden, daß sie dem Handel selbst Abbruch thaten, so schränkten sie sie alle, durch ein von der Oktroi privilegirtes ausschliessendes Edikt, auf eine einzige ein, der ihre, in Europa und Asien jetzt so mächtige Gesellschaft ihren wahren Ursprung zu verdanken hat.

Le Maire Seine Geschichte im Auszuge.

Es war zu Egmont ein berühmter Handelsmann, Namens Jsaak le Maire, ein Mann von Kopf, von Muth, und sehr begierig auf neue Entdeckungen. Ohne Mitglied der Gesellschaft zu seyn, handelte er für sich allein, auf seine eigene Rechnung; hatte auf seine Kosten schon einige grosse Entreprisen gemacht. Einstmals unterredete er sich mit Wilhelm Schouten, einen berühmten Seefahrer. Ihr Gespräch fiel auf die neuen Anordnungen, die die Republik wegen des Handels getroffen hatte. Schouten sagte zum le Maire, er wäre überzeugt, daß es noch einen andern Weg gäbe, ins Südmeer

zu

zu kommen, als die Magellanische Meerenge, und daß man diesen Weg unstreitig einschlagen könnte, da er nicht mit im Verbote der Generalstaaten begriffen sey. Man könnte, setzte er hinzu, durch diesen unbekannten Weg große und reiche Länder entdecken, woselbst man gar ansehnlichen Handel treiben könnte. Das Ende ihrer Unterhaltung war, daß sie sich entschlossen, im südlichen Theil des Erdbodens, der Magellanischen Meerenge, gegen Mittag, Untersuchungen zu machen, und einen andern Weg ins Süd-Meer zu suchen. Da sie aber besorgten, die Gesellschaft möchte durch ihr Ansehen ihren Anschlag zu nichte machen, so beschlossen sie, ihn geheim zu halten. Und sie machten aus, jeder sollte die Hälfte der Kosten dieser Unternehmungen tragen. Schouten nahm es über sich, alle Zurüstungen zu besorgen, und bekam das Kommando; sein Adjudant und erster Faktor war Jakob le Maire, ein Sohn des Isaak, der, wie sein Vater, viel Kopf zum Handelswesen hatte, und viel Neigung für Entdeckungen. Sie schlugen vielen ihrer Freunde vor, Theil an ihrer Entreprise zu nehmen, ohne ihnen das Kind mit Namen zu nennen. Es schien ihnen nothwendig, um ein Patent bey den Generalstaaten, und eins beym Prinzen Moriz von Naßau, anzusuchen; sie er-

hielten beyde. Das erste Patent ist, Alden Barneveit, unterzeichnet, und vom 27sten März 1614. Es enthält die Erlaubniß, auf Entdeckungen neuer Länder ausgehen zu dürfen, und das Privilegium, vier Reisen nach den entdeckten Orten zu machen; mit dem Beding, vierzehn Tage nach ihrer Zurückkunft, den Generalstaaten von ihrer Entdeckung Bericht abzulegen, und das ohne Nachtheil der vorher zugestandnen Privilegien. Das andere vom Prinzen, wurde ihnen für die entdeckten und noch zu entdeckenden Südländer, für Japan, China und die Tartarey, bewilliget.

Le Maire und Schouten, mit diesen Patenten von den Generalstaaten und dem Prinzen Moriz versehen, bewafneten zu Horn ein grosses Hafenschiff, von dreyhundert und sechs Tonnen, und gaben ihm den Namen, Konkordia, und rüsteten noch ein Jachtschiff aus. Da sie, wie gesagt, ihr Vorhaben nicht entdecken wollten, nahmen sie Officire und Matrosen mit dem Beding an, daß sie hingehen müßten, wohin es den Schiffsherren gefiele, sie zu führen.

Das Volk schwazte, wie es denn zu gehn pflegt, manches über die Bestimmung dieser Schiffe, und nannte sie endlich Goldjäger. Die Direkters gaben sich den Namen, die Südländische Handels-

delsgesellschaft, weil es die erste Gesellschaft war, die von den Südländern zusammen getreten war; indessen liessen es die Direkters nicht bey diesem einzigen Gegenstand bewenden.

Diese beyden Schiffe segelten den 14. Juni 1615 aus dem Texel, und schifften bis zum 25sten Oktober, ohne daß irgend jemand ausser le Maire und Schouten wußten, wo die Reise hingieng. Nun kündigte man es öffentlich an, und laß den Befehl vor, daß man einen andern Durchgang ins Südmeer suchen sollte, als den durch die Magellanische Meerenge, um gewisse mitternächtliche Länder zu entdecken, wo man viele Reichthümer zu entdecken verhoffte; wenn diese Entdeckungen mislängen, würde man durch dieß Meer nach Ostindien gehen.

Das Schiffsvolk bezeigte sich sehr vergnügt, als es erfuhr, wo es hingieng; ein jeder hoffte, an den Vortheilen, die aus dieser Reise entstehen konnten, Theil zu haben. Als man die Jacht im Hafen ... kalfattern wollte, verbrannte sie durch einen Zufall. Alle, die drauf gewesen waren, begaben sich auf die Konkordia, die ihren Weg fortsetzte, und in der Nacht vom 24 zum 25sten Januar 1616 in der Mündung der Meerenge anlangte. Das Schiffsvolk nannte einhellig diese Meer-

enge, le Maire. Als le Maire sahe, daß er auf dem stillen Meere war, richtete er seinen Lauf nach Ostindien, entdeckte viele Inseln, denen er verschiedne Namen gab, und kam im September eben des Jahres zu Ternate an, hielt sich daselbst eine Zeitlang auf, und begab sich nach Batavia. Jan Kohen, Präsident des Indischen Raths, erklärte dem le Maire und Schouten, im Namen der Ostindischen Kompagnie, daß er sie gefangen nehmen, und zum Besten der Gesellschaft die Konkordia konfisciren müße. Der Hauptmann beschwerte sich über Ungerechtigkeit. Es half ihm nichts: Er war der Schwächste, und mußte den Urthelsspruch des Präsidenten vollstrecken lassen. Schiff und Ladung wurden konfiscirt; letztre vorher inventirt. Das Schiffsvolk wurde auf die Flotte des Admirals Spilberg, der eben angekommen war, vertheilet.

Diese Ungerechtigkeit, die man gegen einen Mann begieng, der eine von den berühmtesten Thaten der Schiffarth gethan, entstand daher, weil man scheel dazu sahe, daß dies Schiff für einige Privatpersonen und nicht für die Rechnung der gesammten Kompagnie beladen war, und ohne ihre Theilnehmung die Reise gemacht hatte. Um all das Verhaßte, was dieß Betragen hätte haben

können,

können, wegzulöschen, so ließ man bekannt machen, die ganze Erzählung des le Maire und Schouten, von ihren gemachten wichtigen Entdeckungen, wäre weiter nichts, als ein Lügengespinnste.

Man schiffte den le Maire auf das Admiralschiff der Flotte ein, um ihn nach Europa zu bringen, er hatte aber nicht das Glück bis dahin zu kommen, und den Ruhm zu geniessen, der ihm für seine Arbeiten und Strapatzen rechtmäßiger Weise gebührte. Er starb bey der Insel St. Moriz, den 22sten Januar 1617. Spilberg sagt selbst, die Betrübniß über seinen Tod sey allgemein gewesen, und daß Holland in ihm einen der grösten Seefahrer verlohren habe, die je gewesen sind, und daß er eben so vorsichtig, als geschickt und muthig gewesen sey.

Schouten sahe sein Vaterland wieder, und erhielt daselbst alle ihm gebührenden Lobsprüche. Ob man ihn wegen der Konfiscation seines Schiffs entschädigt gehabt, ist unbekannt.

Es ist zu bemerken, daß bey dieser Schiffarth um die Welt, die zwey Jahr und zehn Tage gedauert hat, nicht mehr als zwey Mann vom Schiffsvolke gestorben sind.

§. 6.

§. 6.

Die Spanier schicken nach der Magellanischen Meerenge eine Kolonie, die aber solche wieder verläßt.

Als Franziscus von Toledo, Vicekönig von Peru erfuhr, was für Verwüstungen Admiral Drake auf dem Süd-Meere vornahm, ließ er den 11ten Oktober 1579 aus dem Hafen von Kallao bey Linna, zwey Kriegesschiffe auslaufen, die **Pedro Sarmiento**, ein Gallizischer Edelmann kommandirte. Diese beyden Schiffe durchstrichen die ganze westliche Küste der Magellanischen Lande; fuhren durch die Magellanische Meerenge ins Nordmeer, und kehrten nach Spanien zurück. Sarmiento überredete den damals regierenden König, Philipp den Zweyten, eine Fortreße auf der Meerenge aufführen zu lassen, die, sagte er, so schmal sey, daß die Batterien auf den Wällen allen ausländischen Schiffen die Durchfahrt verbieten könnte.

Im Jahre 1581 ließ der König eine Flotte von drey und zwanzig Schiffen ausrüsten, worauf sich 3900 Mann befanden. **Diego Flores de Valdes** ward zum Admiral gemacht, und Sarmiento bekam das Gouvernement über die neue

Kolo-

Kolonie, die man auf der Magellanischen Meerenge zu errichten gesonnen war. Widrige Zufälle in Menge setzten sich dieser Unternehmung entgegen. Ein Ungewitter zerstiebte die Flotte schon an den Spanischen Küsten, und versenkte sieben Schiffe, worauf acht hundert Menschen waren. Eben dieser Zufall richtete an den Brasilianischen Küsten noch ein Schiff zu Grunde, das drey hundert Mann führte, und zwanzig Weiber, die zur Bevölkerung der Kolonie bestimmt waren. Verschiedene Begebenheiten richteten noch viele andre zu Grunde, und Sarmiento langte in der Meerenge nur mit drey Schiffen an, die vier hundert Männer, dreyßig Weiber, und Lebensmittel auf acht Monat bey sich führten. Kurz darauf verlohr er eins von seinen Schiffen, schickte das zweyte nach Spanien, um Beystand zu hohlen, und behielt nur das dritte.

Er ließ an der Mündung der Meerenge eine Schanze aufführen, und nannte sie Jesusname, und ließ daselbst hundert und funfzig Einwohner. Durchstrich darauf zu Lande die Ufer der Meerenge, und erbaute an einem Orte, der ihm hiezu der bequemste schien, eine Stadt, die er Philippsstadt nannte. Er ließ vier Bastionen hier aufführen, und setzte auf eine jede eine Kanone von gegoßnem Metall. Ebend.

tall.

tall. Man erbauete daselbst eine Kirche, und errichtete einen Magistrat. Die Besatzung belief sich auf vier hundert Mann. Man baute die Gegenden um die Stadt an, säete Korn, und alles was zu den Lebensbedürfnissen gehört, aus; aber der Boden trug nicht. Als Sarmiento sahe, daß das gräßlichste Elend der Kolonie drohte, so suchte er zu Rio-Janeiro, und hernach zu Fernambuck Beystand; von dem letztern Orte brachte er einigen Proviant mit. An der Bucht, Allerheiligen, litt er Schiffbruch; baute wiederum ein Schiff, ward aber vom Ritter Raleigh weggenommen, und nach Engelland geführet.

Das Elend der Kolonie zu Philippsstadt wuchs immer stärker. Der König von Spanien hatte erfahren, daß Sarmiento ihn mit dem Vorschlage, auf der Enge eine Schanze anzulegen, um den Schiffen die Durchfahrt zu verwehren, hintergangen gehabt. Man that ihm zu wissen, daß diese Meerenge an den schmalsten Orten, wenigstens eine Meile breit sey, und daß es unmöglich wäre, mit einer Kanone die Durchfahrt zu verhindern. Voll Unwillen, so hintergangen worden zu seyn, beschloß der König, die Kolonie ihren unglücklichen Schicksal zu überlassen. Hunger, Kälte, wilde Thiere, die in die Stadt kamen, und wegfrassen, was sie vorfan-

Purchas Th. 1. B. 2. K. 4.

vorfanden, endlich die beständigen Angriffe der Barbaren, rieben sie gänzlich auf. Die vor Hunger umkamen, blieben unbegraben in ihren Häusern liegen. Diese ungeheure Menge Leichen steckten die Stadt an; die Hand voll Menschen, die dem Elende entgangen waren, sahen sich genöthigt, sie zu verlassen, und giengen die Küste endlang, um Nahrung zu suchen. Jeder nahm eine Flinte und andere Nothwendigkeiten mit. Ein ganzes Jahr brachten sie in diesem bejammernswürdigen Zustande zu, und hatten keine weitere Nahrung als Blätter, Früchte, Wurzeln und einige Vögel. Da ihrer nicht mehr denn drey und zwanzig waren, worunter sich zwey Weibspersonen befanden, so nahmen sie den Entschluß, nach Rio de la Plata zu gehen.

Drey Jahre nach der Niederlassung der Kolonie zu Philippsstadt, kam Thomas Kandish mit einem Geschwader von drey Schiffen daselbst an, und fand am Ufer einen unglücklichen Spanier, Namens Hernando, der Kräfte genug gehabt hatte, allein in diesem Lande zu bleiben, gegen das Elend zu kämpfen, und denen ihm stets drohenden Gefahren zu trotzen. Kandish nahm ihn an Bord, und mit nach England. Was aus denen geworden, die den Weg nach Rio de la Plata genommen hatten, weiß man nicht.

Sech-

Sechstes Kapitel.

Inseln von Süd-Amerika.

Wir wollen diese Beschreibung mit den Inseln des Nord-Meers anfangen, indem wir uns nach dem Süd-Pol hinabbegeben; hierauf uns nach den Inseln des Südmeers verfügen, indem wir gegen Norden heraufgehen. Man findet an der Brasilianischen Küste viele kleine Inseln, aber von so wenigem Betracht, und zu gleicher Zeit so unbekannt, daß wir es nicht der Mühe werth achten, davon zu reden.

Erster Artikel.

Die Insel St. Catharina.

Ansons Reise um die Welt.

Sie liegt im neun und vierzigsten Grad fünf und vierzig Minuten westlicher Länge, und gegen den acht und zwanzigsten Grad südlicher Breite; ist mit vielen andern kleinen Inseln umgeben. Ihre Breite beträgt nur zwey Meilen, ihre Länge aber neune. Würde sie sorgfältig angebauet, so würde sie erstaunend fruchtbar seyn. Früchte bringt sie im Ueberfluß hervor; ist mit immer grünen Bäumen bewachsen, dazwischen aber auch so viel Dornen, Disteln und Gesträucher stehn, daß man sich durch diese Wildniß gar nicht

nicht durcharbeiten kann. Indeß findet man einige Fußstege dort, die die Einwohner gebahnt haben. Ueberdieß haben sie einige Flecke Land am Ufer des Meers urbar gemacht. Die Wälder, die aus Bäumen und aromatischen Gesträuchen bestehen, geben einen höchst angenehmen Geruch von sich. An denen Orten, wo die Erde unbedeckt ist, pflanzt man Ananas, Pfirsichbäume, Weinstöcke, Pommeranzen und Citronenbäume, Melonen, Abrikosenbäume, Bananasstauden, Zwiebeln und Pataten.

Es giebt hierselbst einige Ochsen, ihr Fleisch ist aber weichlich, und schmeckt schlecht. Auch Fasanen sind hier, schmecken aber lange nicht so delikat, wie die Europäischen. Die Küsten wimmeln von Fischen.

Man findet daselbst sehr gutes Wasser. Die ersten Tage gährt es in den Barken, giebt einen übeln Geruch von sich, und bedeckt sich mit einem grünlichten Schaum, der aber bald zu Boden fällt; das Wasser wird hernach sehr hell und sehr süß.

Die ganze Nacht durch ist diese Insel mit dicken Dünsten bedeckt, die nur die Sonnenhitze oder der Seewind vertreibt.

Den ganzen Tag durch wird man von den Moskiten gequält. Sind die fort, so kömmt eine unendliche Menge kleiner bey-

nahe ganz unsichtbarer Mücken, die durch ihr Sumsen und Stechen einem nicht wenig zur Last fallen. Ihre Stiche verursachen Geschwulsten, worauf ein sehr brennendes Jucken erfolgt.

Diese Inseln haben lange Zeit den Herumschwärmern zur Freystädte gedient, die aus verschiednen Gegenden Brasiliens dorthin flüchteten, und ohne des Schutzes vom Könige von Portugall sich zu begeben, nur einem Hauptmanne unterworfen waren, den sie sich selbst wählten. Da sie viel Proviant hatten, konnten sie die Hülfe der benachbarten Kolonien entbehren. Diese Verfassung machte sie gegen die fremden Schiffe, die an ihrer Insel anlandeten, sehr menschlich; sie gaben ihnen Lebensmittel, und erhielten dafür Kleider. Die zu Brasilien wohnende Portugiesen haben sie endlich bezwungen, und ein Gouvernement in der Insel errichtet.

Zweyter Artikel.

Die Sebaldischen Inseln.

Dies sind drey kleine Inseln im Nordmeere, liegen gegen den funfzigsten Grad vierzig Minuten südlicher Breite, und zwey und sechzig und einen halben Grad westlicher Breite; sind vom festen Lande ungefähr sechzig Meilen entfernt. Ihre Lage

hat

hat die Gestalt eines Dreyecks; zwey liegen gegen Süden, und eine gegen Norden. Sie sind unbewohnt, haben Bäche und Teiche mit süßen Wasser, Sellerie, Gänse, Trappen, Sardellen und Pinguins in Menge. Der Boden wäre gut, wenn er angebaut würde; Holz trägt er aber gar nicht, nichts als lauter Gesträuch. Sebald von Werth, Holländischer Schiffshauptmann entdeckte sie im Jahre 1600.

Dritter Artikel.

Die Maluinischen Inseln, von einigen Reisebeschreibern, die Anikanischen, von den Engländern, die Falkländischen genannt.

§. 1.

Ihre Lage und geographische Beschreibung.

Diese Inseln liegen zwischen dem ein und funfzigsten und zwey und funfzigsten und einen halben Grad südlicher Breite, und zwischen dem ein und sechzigsten und einen halben, und dem fünf und sechzigsten und einen halben Grad westlicher Länge, nach dem Meridian von Paris gerechnet. Von der Küste der Patagonen und von der Einfuhrt in die Magellanische Meerenge, sind

Hrn. von Bougainville Reise um die Welt. Th. 1.

sind sie ungefehr achtzig bis neunzig Meilen entfernt; gegen Osten und Süden werden sie von einer Menge in die See hereinliegende Felsen eingeschlossen.

Diese Inseln sind an der Zahl drey. Eine jede von ihnen mag ungefehr dreißig bis fünf und dreißig Meilen lang, und vier und zwanzig breit seyn. Die dritte ist sehr klein, und liegt der gegen Westen belegnen Großen nordwärts. Ihre ganze westliche und nördliche Seite ist mit Felsen bedeckt. Es giebt dort sehr weite Ebenen, wo man Flüße und Sümpfe mit süßem Wasser findet. Das Bette der Flüße ist Kieß oder Sand; ihr Wasser sehr leicht und sehr gesund.

§. 2.

Der Boden.

Alle Ebenen hierselbst haben weit mehr Tiefe, als der Pflugschaar zum eingreifen braucht. Die Wurzeln der Kräuter liegen Fußtief in der Erde. Wenn man den Boden anbauen will, muß man selbige ausreißen. Wenn man sie austrocknet und verbrennt, wird der Boden besser. Unter der Kruste findet man eine schwarze Erde, die nie unter acht oder zehn Zoll dick ist, öfters einige Zolle drüber. Hernach stößt man auf eine gelbe Erde, deren Höhe unbestimmt ist. Sie bedeckt Betten von

Schie-

Schiefer und Steinen, worunter es aber keine Kalcksteine giebt. Diejenige, die sich in den Bergen oder anderwärts befinden, sind wie der Quarz beschaffen, oder wie der nicht krümelnde Sandstein; sie geben Funken, sogar einen Schimmer wie Phosphorus, und einen schweflichten Geruch.

Mauersteine giebt es in diesen Inseln viel; die meisten Küsten bestehen aus diesen Steinen. Es giebt deren gar verschiedenartige. Einige enthalten Talktheile in sich. Man findet hier auch Steine, die sich abblättern; auf diesen Blättern ist der Abdruck einer an diesen Meeren unbekannten Art von versteinerten Muscheln zu finden. Man kann Schleifsteine fürs Handwerkszeug daraus machen. In diesen Inseln findet man Thon, Sand und Erde, wie sie zu Töpferwerk und Ziegeln erfordert wird.

Man findet hier Torff die Menge, der gemeiniglich über den Thon geht. Er entsteht aus den Ueberbleibseln der Wurzeln und Kräuter an denen Orten, wo das Wasser nicht abläuft. Der Geruch dieses Torfs ist weder schädlich noch widrig, und seine Kohlen sind weit besser als die Erdenkohlen. Wenn man sie anbläßt, kann man so leicht ein Licht daran anzünden, als an einem ordentlichen Kohlenfeuer. Auch kann man sich ihrer zu allerhand Arten Schmiedearbeit bedienen, nur nicht zum Löthen von größern Stücken.

§. 3.

Pflanzen.

Das Meerufer ist mit einer Art sehr schönem grünen Grase bedeckt, das über sechs Fuß hoch ist. Hierin halten sich die Seelöwen und Seewölfe auf. Diese Pflanze kann zum Dachdecken recht sehr nützlich seyn. Ihr Fuß ist nährend, und schmeckt zuckersüß. Das Vieh zieht sie jeder andern Art Weyde vor.

Das Heidekraut, die Stauden und die Pflanze, welche die Franzosen, den **Gummibaum** nennen, ist das Merkwürdigste nach jener Gattung Gras. Das Feld ist gemeiniglich mit einem dünnen Grase bedeckt, das stärker oder schwächer ist, je nach dem der Ort viel Wasser hat.

Der **Gummibaum** ist eine in Europa unbekannte Pflanze, die apfelfarben aussieht. Man sollte sie eher für einen Auswuchs von einem Baum, oder der Erde halten, denn wie eine Pflanze ist sie gar nicht gestaltet. Sie scheint weder Schaft noch Aeste und Zweige zu haben. Ihre Oberfläche, die halbrund ist, besteht aus einem so engen Gewebe, daß man nicht das geringste hineinbringen kann, ohne es zu zerreißen. Sie ist nur anderthalb Fuß hoch. Ihre Breite stimmt gar nicht zu ihrer Höhe. Man findet einige, die sechs Fuß breit sind,

und

und doch nicht höher, als die übrigen. Man kann sich drauf setzen, sogar darauf stehen, ohne daß sie dadurch scheinen niedergedrückt zu werden. Man sieht auf ihrer Oberfläche Buckeln und Höhlungen ohne die geringste Regelmäßigkeit. An vielen Orten hängen gelbliche Tropfen daran, die die Dicke einer Erbse haben, und harzartig seyn. Sie geben einen aromatischen und ziemlich starken Geruch von sich. Wenn man diese Pflanze abbricht, so sieht man, daß sie aus einem Schafte hervorkömmt, woraus eine unendliche Menge, aus einem Mittelpunkte hervorlaufender Sprößlinge hervorragen, die aus sternförmigen, dicht aufeinander liegenden, und gleichsam durch eine gemeinschaftliche Axe an einander gerichteten Blättern bestehen. Diese Sprößlinge sind weiß, aber nicht weit von der Oberfläche färbt die Luft sie grün. Wenn man sie von einander bricht, trieft ein milchigter Saft heraus, noch klebrichter als aus der Wolfsmilch. Der Schaft und die Wurzeln geben diesen Saft in Ueberfluß von sich. Diese Pflanze kömmt auf dem Abhange der Hügel gut fort; man mag sie verpflanzen, wohin man will, so leidet sie dadurch nicht Schaden. Der Verfasser ist der Meynung, daß ihr Harz in der Medicin nützlich seyn könnte. Er versichert, daß viele Matrosen sich damit leichte Wunden glücklich geheilt haben.

Der Harz dieser Pflanze, setzt er hinzu, kann nicht anders als in Spirituosis aufgelöst werden, wenn man von selbiger aber das Erdreich oberwärts losmacht, und sie in der Luft auf die andre Seite wendet, so spült sie der Regen ab, und nimmt ihnen alles Harz weg; alsdann wird sie sehr leicht, und brennt wie Stroh.

Man findet in diesen Inseln noch eine andre Pflanze, die ungemein nützlich seyn kann. Es ist eigentlich ein Strauch, der manchmal unter dem Grase, und längst den Küsten wegkriecht. Die Franzosen kosteten sie, und fanden, daß sie wie Sapinette schmeckte. Dies brachte sie auf die Gedanken, Bier daraus zu brauen. Und ihr Versuch gelang über ihre Wünsche. Außerdem, daß dies Getränk sehr angenehm war, gab es ein sehr gutes Gegenmittel für den Schaarbock ab. Die Blätter dieser Pflanze sind klein, ausgezackt, und hellgrün. Wenn man sie zwischen den Fingern zerknickt, so wird es eine Art von Mehl, das einen aromatischen Geruch von sich giebt, und ein wenig klebricht ist.

Die Sellerie oder wilde Petersilie ist in diesen Inseln sehr häufig. Auch giebt es hier Sauerampfer, Erdkreße, und Hirschzunge mit geflammten Blättern.

§. 4.

Früchte.

Im Herbste findet man in den Maluinischen Inseln zwey kleine Früchte, deren eine sonst nirgends bekannt ist. Sie gleicht einer Maulbeere so ziemlich, die andre hat die Dicke einer Erbse. Man nennt sie Lücet, wegen der Aehnlichkeit, die sie mit derjenigen Pflanze hat, die man im mitternächtlichen Amerika findet, und die diesen Namen führt. Die Pflanze, die die Maulbeerähnliche Frucht erzeugt, kriecht auf der Erde, dehnt sich aus, und zeugt sich fort, wie die Erdbeeren; ihre Blätter gleichen den Hagebuchblättern. Der Lücet ist auch eine kriechende Pflanze; ihre Früchte hängen an ihren Aesten endlang, die auch mit kleinen ganz glatten runden Blättern versehen sind, die wie Myrthenblätter aussehen. Diese Frucht ist weiß, und auf der Sonnenseite roth; ihr Geschmack ist aromatisch, und ihr Geruch ist wie Pommeranzenblühte. Der Geruch der Blätter hat gleichfalls Aehnlichkeit damit. In Milch genommen, ist ganz angenehm. An feuchten Orten kommt diese Pflanze sehr gut fort; um Teichen herum findet man sie häufig.

Noch viele andre Pflanzen daselbst zeugen Blühten, sie sind aber fast alle geruchlos. Indeß giebt es eine weiße Pflanze,

deren Blühte einen Geruch von sich giebt, fast wie die Tuberose. Man findet dort eine wirkliche Viole, die gelb ist wie eine Jacquille. Zwiebelartige Pflanzen giebt es dort gar nicht.

§. 5.

Blumen.

Herr von Bouganiville macht die Bemerkung, daß im mitternächtlichen Theile der Insel, jenseit der Kette von Gebürgen, die sie von Osten bis Westen durchschneidet, kein, so zu sagen, harzigter Gummibaum sich befindet; man trift aber daselbst eine Art von Pflanze in ungeheurer Menge an, die die nemliche Gestalt hat, nur ein ganz anderes Grün. Sie hat nicht die Festigkeit, zeugt kein Harz nicht, und zur Jahrszeit bekömmt sie schöne gelbe Blüthen. Diese Pflanze besteht gleichwohl, wie die andre, aus Sprößlingen, die alle aus einem Schafte hervorkommen, und sich an ihrer Oberfläche endigen. So schwer sich nun der Gummibaum öfnen läßt, so leichte wird es aber bey dieser letzten Pflanze.

Unfern dem Gipfel der Berge findet man Hirschzungen in Menge. Ihre Blätter sind nicht geflammt; sind aber wie Degenklingen gestaltet. Zwey Hauptstengel sondern sich von der Pflanze ab, und tragen wie Frauenhaar ihre Saamenkörner unter-

unterwärts. Auf den Steinen sieht man viel leicht zu zerreibende Pflanzen, die von den Steinen und Vegetabilien an sich zu haben scheinen.

§. 6.

Seepflanzen.

Das Meer ist fast ganz mit Wasserlinsen bedeckt, hauptsächlich an den Küsten, weshalb die Kanote sehr schwer herankommen können. Indessen haben sie einigen Nutzen; wenn das Meer groß ist, brechen sie die Wellen.

Die Ebbe und Fluth wirft auf die Küsten vielerley Gattungen Korallenmoos aus, das die schönsten Farben hat; Schwämme, die in so mancherley kleine Aeste getheilt sind, daß man sie nicht für das Werk von Seeinsekten halten sollte. Ihr Gewebe ist überdem so dicht, ihre Fasern so zart, daß man nicht begreifen kann, wie diese Thiere darin wohnen können.

§. 7.

Muschelwerk.

Die Küsten dieser Insel haben viele neue Muscheln in die Naturalienkabinetter geliefert. Die kostbarste darunter ist la Poulette. Man zählt drey Sorten von diesen Birren, unter denen die ausgehölte

nur

nur als Foßilie bekannt war. Dieß beweißt eben, daß die ausgegrabnen Muscheln, die man in Gegenden findet, weit über das Meer hinaus, nicht Spiele der Natur und des Zufalls sind, sondern die Behausung von Thieren, die zu der Zeit lebten, als der Boden unter Wasser stand.

Man findet fast überall Lepas, die wegen ihrer schönen Farben geschätzt werden; die blättrige und stachliche Trompeten, die Chama's, und die großen einfachen und ausgehölten Muscheln, und die schönste Perlenmutter.

§. 8.

Thiere.

Auf diesen Inseln sieht man ein vierfüßiges Thier, so ein Mittelding zwischen Wolf und Fuchs ist; hat fast ganz Wolfsgestalt, sein Schwanz aber ist viel haarichter. Es wohnt am Meeresufer, wo es sich eine Höle gräbt. Es verfolgt das Wildbrett, und weis sich immer den kürzesten Weg von einer Bucht zur andern zu machen. Aus seiner Magerkeit schließt man, daß es oft fastet.

Die Inseln sind mit Vögeln von allen Arten angefüllt. Der dortige Schwan unterscheidet sich von dem Europäischen bloß

durch

durch den Hals, der schwarzdunkel ist, und gegen den übrigen weißen Körper einen treflichen Abstich macht. Seine Pfoten sind fleischfarben.

Es giebt hier vier Arten wilde Gänse. Die erste geht auf die Weide, hat sehr lange Beine, und einen sehr langen Hals; ihr Gang ist leicht, ihr Flug schnell. Ihr Geschrey klingt nicht so widrig wie das gewöhnliche Gänsegekreisch. Die Federn des Männchens sind weiß, und auf dem Rücken und Flügeln schwarz und aschgrau getüpfelt. Gänse.

Die Federn des Weibchens sind fahl, und ihre Flügel haben eine schielichte Farbe. Gemeiniglich legen sie sechs Eyer. Das Fleisch dieser Gans ist gesund und wohlschmeckend.

So gut sind die übrigen Arten nicht. Sie nähren sich bloß von Fischen, und haben daher einen öhlichten Geschmack. Ihre Gestalt ist nicht so schön, wie die von der ersten Gattung. Eine von ihnen kann sich so gar kümmerlich über das Wasser erheben, und hat ein arges Schreymaul. Ihre Farbe ist weiß, schwarz, fahl und aschgrau. Alle diese Geschlechter haben, so wie die Schwäne, einen sehr dichten, weißen oder grauen, Pflaum unter ihren Federn.

Enten, Krieckenten. In den Teichen findet man zwey Gattungen von Enten und Krieckenten. Die Enten sind von den unsrigen wenig verschieden. Man findet einige, die ganz schwarz, andre, die ganz weiß sind. Unter den Krieckenten giebt es etliche, die so groß sind, wie die Enten, und blaue Schnäbel haben. Andre sind kleiner, haben an dem Bauche Federn von einem sehr schönen Inkarnat, und einen vortreflichen Geschmack.

Tauchenten Die Tauchenten in dieser Gegend sind ungemein schön gebildet. Bey einigen von ihnen ist der Rücken aschgrau, und der Bauch weiß. Die Federn sind zart, wie Seide, glänzend, und stehen dicht an einander. Andre sind brauner, ihre Augen gleichen den Rubinen. Ein rings herumlaufender Zirkel von weißen Federn vermehrt durch den Abstich noch ihre Lebhaftigkeit; man nennt sie dieserhalb die Tauchente mit der Brille. Da ihre Jungen zu zart sind, die Kälte des Wassers auszustehen, wenn sie bloß ihre Pflaumfedern haben, so trägt sie die Mutter auf dem Rücken. Diese beyden Geschlechter der Tauchenten haben ihre Füße nicht platt wie andre Wasservögel. Ihre Klauen haben auf beyden Seiten ein sehr starkes Häutchen.

Es giebt hier zwey andre Gattungen plattfüßiger Vögel, die nur an Gestalt und Federn von einander verschieden sind; einige von ihnen haben einen braunen Bauch, und andre einen weißen. Das übrige Gefieder bey beyden Gattungen ist ein in das Dunkelblaue fallende Schwarz. Die Bauchfedern stehen so dicht an einander, sind so seidenhaft, als die bey der weißen Tauchente, und machen sich diesen Vogel ähnlich, ohne daß man gleichwol behaupten kann, daß es ein Vogel ist. Dessen Schnabel ist lang und spitz; seine platten Füße sind fleischfarben. Dieß Thier ist ein gewaltiger Fischverwüster. Er setzt sich auf Klippen und legt daselbst Eyer. Eine andre Art Wasservögel.

Als die Franzosen in diese Inseln kamen, tödteten sie eine ungeheure Menge von diesen Vögeln, indem sie nicht schüchtern waren, und nicht davon flogen. Ihr Feind ist ein plattfüßiger Raubvogel, der über sieben Fuß hoch ist, einen langen und starken Schnabel hat, den zwey, eben so wie der Schnabel beschaffene, und längelang durchbohrte Kiele charackterisiren.

Die Meewen oder Wasserhüner sind in den Maluinischen Inseln sehr häufig. Ihre Farbe ist sehr bunt und sehr anmuthig. Die Meerschwalben und Equerretten sind auch in großer Anzahl vorhanden. Sie essen viel Fische, zumal Sardellen. Meewen.

Sie legen rings um den Teichen; ihre Eyer sind sehr gut und sehr gesund.

Pinguins. Es gäbe auch drey Sorten Pinguins dort, sagt der nemliche Schriftsteller. Die eine Gattung ist wegen ihrer Gestalt, und wegen ihres schönen Gefieders bemerkungswürdig; sie lebt ganz vor sich, liebt die Einsamkeit und abgelegnen Oerter. Ihr Schnabel ist länger, und dünner als der gewöhnlichen Pinguins ihrer; die Rückenfedern sind mehr hellblau, und der Bauch von einer blendenden Weiße. Ein gelber Streif, der vom Kopfe anfängt, und die blau und weißen Schattirungen umschließt, kömmt hernach wieder auf dem Bauche zusammen; ihr sehr langer Hals, ihr ziemlich leichter Gang geben ihnen ein ganz besonders prächtiges Ansehen. Man wollte einen von diesen Vögeln nach Europa bringen; hatte ihn so weit gezähmt, daß er seinen Wärter kannte, und folgte; er aß Brod, Fleisch und Fische, alles durch einander; da aber diese Nahrung nicht zureichte, ward er mager und starb.

Die zweyte Gattung ist die, welche vorher schon beschrieben worden.

Die dritte Gattung wohnt zusammen, Jungen und Alten, so wie die zweyte. Ihr Aufenthalt sind hohe Klippen, worauf sie Eyer legen. Was sie von den beyden andern

andern Arten unterscheidet, ist ihre Kleinheit, ihre falbe Farbe, ein Busch von goldfarbnen Federn, die kürzer sind als die Reigerbüsche. Wenn sie zornig werden, heben sie ihn in die Höhe. Sie haben noch andre kleine, goldfarbne Federn, die ihnen statt der Augenbranen dienen. Durch Hüpfen und Sprüngen kommen sie nur vom Fleck. Diese Gattung ist weit lebhafter, als die beyden andern.

Es giebt drey Gattungen Eisvögel in diesen Inseln; sie kommen aber gar selten zum Vorschein, und verkündigen nicht, wie die auf dem Meere befindlichen, die Ungewitter. Gleichwohl behaupten die Seefahrer, es wäre ein Vogel. Die kleinste Gattung von jenen, hat alle Kennzeichen von diesen. Sie macht ihr Nest auf der Erde. Die zweyte ist nur durch ihre Größe unterschieden; sie ist ein wenig kleiner wie die Taube. Diese beyden Gattungen sind schwarz, und haben auf dem Bauche einige weiße Federn. Der dritten ihr Gefieder ist ganz weiß, und ihr Schnabel roth. Eisvögel.

Es giebt dort drey Gattungen Adler, von denen die stärksten dunkelweiße Federn haben, die andern sind schwarz, und haben gelb und weiße Federn. Sie verfolgen die Wasserschnepfen und kleinen Vögel. Adler.

gel. Ihr ganz Gebäude und Klauen sind nicht stark genug, andre anzugreifen.

Sperber, Käutzlein. Sperber sind auf diesen Inseln häufig anzutreffen, auch einige Käutzlein. Alle mögliche Farben haben sie auf ihrem kunterbunden Gefieder. Sie sind hinter alle kleine Vögel her, und tödten sie.

Wasserschnepfen. Die Wasserschnepfen gleichen den Europäischen. Sie machen beym Fliegen keine Krümmungen, und sind leicht zu tödten. Zur Begattungszeit fliegen sie so hoch, daß man sie ganz aus den Augen verliert. Nachdem sie gesungen, und ihr Nest, das sie mitten im Felde, und an fast ganz graslosen Oertern machen, erkannt haben; stürzen sie sich hoch aus der Luft dahinein. Zu der Zeit sind sie mager; man muß den Herbst erwarten, wenn man sie essen will.

Im Sommer sieht man viele **Braacher** in diesen Inseln, die von den Europäischen gar nicht verschieden sind.

Das ganze Jahr hindurch findet man am Meerufer einen Vogel, der dem **Braacher** ähnlich ist; man nennt ihn, wegen seines schwarz und weißen Gefieders, **Meerschwalbe**. Seine übrigen Unterscheidungszeichen sind, ein korallenrother Schnabel, und weiße Pfoten. Von den Klippen kömmt er fast nie herunter, und nährt

sich

sich von kleinen Chevretten. Er hat ein sehr leicht nachzuahmendes Gezisch an sich, daher man ihn gar bald an sich locken und tödten kann.

Kleine, weiße Reiger giebt es hier sehr häufig; ihrer Gestalt nach haben sie mit den großen Reigern Aehnlichkeit, ihre Federn sind aber weit kostbarer. Gegen Abend beginnen sie ihren Fischfang. Wenn sie schreyen, sollte man glauben, es bellte ein Hund. Weiße Reiger

Im Herbste findet man viele Droßeln in den Maluinischen Inseln. Es giebt dort eine Art von Droßeln, die das ganze Jahr durch da bleibt. Die Franzosen nennen sie den rothen Vogel. Sein Bauch ist mit den allerschönsten, feuerfarbnen Federn bedeckt, die es nur geben kann; zumal im Winter. Man könnte sich von ihnen den schönsten Federschmuck sammlen. Droßeln und andre Vögel.

Wir wollen uns hier nicht einlassen, die unzähliche Menge andrer kleiner Vögel ausführlich zu beschreiben, die denjenigen ziemlich gleichen, die sich in den Seeländern von Frankreich befinden.

Meerlöwen und Wölfe giebt es an den Küsten sehr häufig. Sie halten sich in dem oberwähnten großen Grase auf. Sie ziehen heerdenweise mehr als eine Meile landwärts, um das frische Gras und den hellen Sonnenschein zu genießen. Amphibien

§. 9.
Fische.

Die Meerbarbe besucht die Küsten dieser Inseln sehr fleißig. Manche von diesen Fischen sind an drey Fuß lang. Der Königsfisch ist hier in großer Anzahl vorhanden; manche Königsfische sind über einen Fuß lang. Die Sardelle läßt sich erst mit Winters Anfange sehen. Die von den Seewölfen verfolgten Meerbarben graben sich in dem schlammigen Ufersande, an den Bächen Löcher, worin man sie sehr leicht fängt.

Außer diesen Fischgeschlechtern giebt es noch andere, die man mit der Angelschnur fängt. Unter diesen befindet sich der sogenannte durchsichtige Hecht, darum so genannt, weil er einen Hechtskopf hat, und sein Leib ganz ohne Schuppen, und ganz durchscheinend ist.

Auf den Klippen findet man einige Meeraale. Das weiße Meerschwein, das einen schwarzen Kopf und Ohren hat, läßt sich bey guter Witterung in den Buchten sehen. Die Sohlen sind hier gar nicht selten.

Da die Seefische sehr häufig sind, so giebt man auf die Fische im süßen Wasser wenig Acht. Die Franzosen fanden im Flußwasser einen schuppenlosen, grünen Fisch,

Fisch, der wie eine gewöhnliche Forelle gestaltet war.

Die Wallfische halten sich in der offenbaren See auf. Einige stranden manchmal an den Klippen unten in den Buchten, wo man ihre Trümmern sieht. Andre ungeheure Gebeine, die tief landeinwärts liegen, und nicht durch die Wellen haben hereingespült werden können, beweisen, daß entweder das Meer zurückgetreten, oder die Erde höher geworden ist. Wallfische.

§. 10.

Schaalenthiere.

Es giebt drey Klassen unter den Schaalenthieren. Der Krebs, der vor dem Kochen roth ist; die blaufüßige Krabbe, die dem Turluru ziemlich gleich sieht, und eine Art von sehr kleinen Chevretten; die Muscheln, u. s. w. Allein all dieß Muschelwerk hat nicht solchen feinen Geschmack wie in Europa. Austern sind hier gar nicht zu finden.

§. 11.

Klima, Winde. Ebb und Fluth.

Das erstemal, als wir auf den Maluinischen Inseln Fuß ans Land setzten, sagt Herr von Bougainville in der Beschreibung seiner Reise um die Welt,

Th. 1, erblickten wir nicht das geringste verführerisches, und wir wußten nicht, was wir uns in einem, dem Anschein nach so undankbarem Lande verweilen sollten. Ein Gesichtskreis, der sich mit kahlen Bergen schloß, Land, das vom Meere durchschnitten war, welches auch noch darüber seine Herrschaft erstrecken zu wollen schien, Gefilde, die aus Mangel an Einwohnern ganz todt waren; keine Spur Holz, um diejenigen vor der Furcht der Kälte zu sichern, die hier die ersten Anbauer seyn wollten; ein tiefes Stillschweigen, das manchmal durch das Geschrey der Seeungeheuer unterbrochen wurde; überall ein trauriges Einerley; all diese Gegenstände schienen sich zu vereinigen, um uns muthloß zu machen, und schienen uns zu verkündigen, daß die Natur in diesen wilden Gegenden aller menschlichen Bemühungen spotten würde. Indessen lehrte uns Zeit und Erfahrung, daß Arbeitsamkeit und Ausharren nicht fruchtlos seyn würden.

Unermeßliche Buchten, durch eben die Berge vor Winden gesichert, die aus ihrem Schooße Wasserfälle und Bäche ausschütten; Wiesen mit fetten Weyden bedeckt, die zahlreiche Heerden nähren können; Teiche und Seen, sie zu tränken; keine Eigenthumsstreitigkeiten; keine Thiere, die wegen ihrer Wildheit, ihres Giftes,

tes, oder ihres ungestümen Ueberlaufs zu befürchten waren; eine unzälbare Menge Amphibien, die wegen ihrer Felle und Oels sehr dienlich zur Handlung sind; allerhand Arten wohlschmeckender Fische und Vögel; eine brennbare Materie, die den Abgang an Holz ersetzte; sehr heilsame Pflanzen; ein angenehmer und gemäßigter Himmelsstrich, der weit geschickter war, die Menschen stark zu machen, ihnen Kräfte zu geben, als jene Gegenden, wo die Hitze, und der daraus entspringende Ueberfluß die Einwohner entnerven. Dieß waren die Hülfsquellen, die uns die Natur zeigte. Sie löschten bald den Eindruck aus, den der erste Anblick auf uns gemacht hatte.

Außerdem, daß die Hafen so gut gedeckt waren, hatten sie noch einen Vortheil; sie waren geräumig; ein zäher Grund, und Klippen, die so glücklich lagen, daß sie die Wuth der Wellen hemmen konnten, trugen dazu bey, sie sicher zu machen; und erleichterten ihre Vertheidigung. Für minder beträchtliche Schiffsgebäude giebt es kleinere Buchten. Die Bäche fließen nach der Küste hin, so daß man sich auf das schnellste mit süßen Wasser versorgen kann.

Die Franzosen haben die Bemerkung gemacht, daß die Ebb und Fluth gegen die Ebb und Fluth.

die Maluinischen Inseln, vor der vollen Fluth, drey verschiedne Abwechselungen hätte. Das Meer steigt und fällt dreymal, gleichsam stoßweise, in weniger denn in einer Viertelstunde, zumal zur Zeit, wenn der längste oder kürzeste Tag ist, wenn Tag und Nacht einander gleich sind, und wenn Vollmond ist.

Winde. Die Winde sind gemeiniglich veränderlich; wehen aber mehrentheils ostwärts her von Norden bis nach Süden, als von der Gegenseite. Im Winter, wenn sie von Norden nach Osten wehen, bringen sie dicke Nebel und Regen mit; wehen sie von Osten nach Süden, so führen sie Reif, Schnee und Hagel bey sich; kommen sie westwärts, und wehen von Süden nach Norden, so sind sie heftig, haben aber nicht so viel dicke Nebel bey sich. Die Sommerwinde, die östlich kommen, und von Südosten nach Nordosten gehn, sind wütend. Sie reinigen den Horizont, und trocknen die Erde; eher als die Sonne nicht am Horizonte zu sehen ist, fangen sie nicht an zu wehen; jemehr die Sonne heraufkömmt, desto stärker werden sie, wenn sie die Linie paßirt, toben sie am meisten, und mit ihrem Untergange legen sie sich. Unabhängig von den Gesetzen, die ihnen die Bewegung der Sonne vorschreibt, sind sie da, sobald Ebb und Fluth

steigt;

steigt; werden dadurch ungestümer, und ändern manchmal ihre Richtung.

Fast alle Nächte, zumal die Sommernächte, sind still, und der Himmel ist heiter. Der Schnee, den der Südostwind im Winter mitbringt, hat nicht viel zu bedeuten, er bleibt ungefehr zwey Monate auf dem Gipfel der höchsten Berge liegen, und einen Tag, höchstens zwey, auf der Oberfläche der Erde. Die Bäche frieren nicht zu, und die Seen und Teiche sind nie stark genug gefroren, um daß Menschen länger als vier und zwanzig Stunden drüber gehen können.

Der Rohreif im Frühling und Herbst verbrennt nicht die Pflanzen, und verwandelt sich mit Sonnenaufgang in eine Art von Thau. Im Sommer donnert es selten. Man hat dort weder zu große Hitze, noch zu große Kälte, und der Abstand der Jahreszeiten von einander ist fast unmerklich. Unter diesem Himmelsstrich, wo die Revolutionen in den Temperamenten beynahe unmöglich sind, ist es natürlich, daß alle Individua Kräfte und Gesundheit haben. Die Franzosen erfuhren dies in einem dreyjährigen Aufenthalte.

§. 12.

Wie diese Inseln sind entdeckt worden, und von wem sie bewohnt werden.

Einige Schriftsteller legen die Entdeckung dieser Inseln dem berühmten Americus Vespucius bey, der auf seiner Reise zur Entdeckung von Amerika, im April 1502 deren nördliche Küste durchreisete. Indeß ist es wahr, daß er nicht wußte, ob sie zu einer Insel gehörte, oder ein Theil des festen Landes ausmachte; allein der Weg, den er genommen, die Breite, in welcher er angelangt war, selbst die Beschreibung, die er von dieser Küste macht, läßt schließen, daß er sich in den Maluinischen Inseln befunden.

Beauchene Gouin, der im Jahre 1700 vom Südmeere zurückkam, warf an den Maluinischen Inseln Ancker, und glaubte, in den Sebaldischen zu seyn. Kurz, die Reisenden, die in diesen Gegenden gewesen waren, hatten nur diese Inseln wahrgenommen, ohne daß einer die Neugier gehabt, ans Land zu treten; folglich waren sie unbekannt geblieben. Einige Zeit nachher warf ein Schiff von St. Malo, St. Ludwig genannt, an der Südwestküste in einer elenden Bucht Ancker, wo es durch viele kleine Inseln oder Felsen gesichert war.

Das

Das Schiffsvolk nannte diese Inseln, die Anikanischen. Anikan hieß der, so das Schiff ausgerüstet hatte. Längere Zeit hielt sich das Schiff hier nicht auf, als es brauchte, sich mit Wasser zu versorgen; konnte sie also nicht genau besichtigen. Wie sie wieder in Frankreich angekommen waren, machten sie die Entdeckung dieser Inseln bekannt. Da das Schiffsvolk ihre Lage sehr genau, umständlich beschreiben konnte, ward ihnen die Entdeckung dieser Inseln beygelegt, und man gewöhnte sich daran, diese Inseln mit dem Namen des Hafens zu belegen, wo das Schiff war ausgerüstet worden; nannte sie die Maluinischen Inseln. Die Erdbeschreiber setzten sie auf ihre Landkarten von Amerika.

Da ihre Lage denen ins Südmeer gehenden Schiffen bequem zum Einlaufen schien, und auch zu einer Handelsstadt für die Entdeckung der Südländer bequem dünkte, so zog sie die Aufmerksamkeit aller Nationen auf sich. Im Anfange des Jahres 1763 entschloß sich der Französische Hof, Kolonisten in diese Inseln einzusetzen. Hr. von Bougainville schlug dem Ministerium vor, auf seine Kosten die ersten Einrichtungen dort zu treffen. Er ließ zwey Schiffe zu St. Malo bauen, das eine, der Adler genannt, führte zwanzig Kanonen; das andre der Sphinx, zwölfe; versahe sie

sie mit all der Munition, die zu einem dergleichen Vorhaben nöthig war. Er schifte viele Arkadische Familien ein, die sich in Frankreich niedergelassen hatten, seitdem ihr Land den Engelländern war unterwürfig worden.

Ebend. Die Schiffe seegelten den funfzehnten September 1763 von St. Malo, liefen in der Insel St. Kathrina auf der Brasilianischen Küste, und nachher zu Monterindo ein. Von dem letztern Orte nahmen die Franzosen viele Pferde und Hornvieh mit, kamen den dreyzehnten Januar 1764 in den Sebaldischen an; setzten ihren Weg fort, fuhren in eine große Vertiefung, die die Küste der Maluinen zwischen der Nordwestspitze und den Sebaldischen Inseln macht; da sie aber dort keinen guten Ankergrund fanden, so fuhren sie an der nördlichen Küste hin. Als sie an das äußerste östliche Ende der Inseln gekommen waren, fuhren sie in eine große Bucht, die Hr. Bougainville zu einer neuen Niederlassung bequem fand.

Gleich nach ihrer Ankunft ließen die Franzosen es ihre erste Sorge seyn, Bauholz zu Hütten aufzufinden, worin sie vor der rauhen Witterung gesichert wären; fanden aber dort nichts als das oberwähnte große Gras, und einiges Heideland.

Was

Was Brennholz anlangt, so wurde das durch Torf ersetzt. Da sie nun keine Baumaterialien hatten, mußten sie eine Zeitlang unter freyen Himmel liegen; sie lebten von Wildbrett und Fischen. Sie fanden nicht die geringste Spur, daß je Schiffe in dies Land gekommen wären, noch daß es von irgend einer Art Menschen bewohnt würde.

Es war ein sonderbar Schauspiel, sagt Hr. von Bougainville, zu sehen, wie die Thiere, die dazumal alleinigen Inselbewohner, auf uns zugelaufen kamen, wie wir ans Land traten, nicht die geringste Furcht äußerten, sondern bloß Bewegungen machten, wie man sie beym Anblick eines unbekannten Gegenstandes zu machen pflegt.

Die Vögel ließen sich mit Händen greifen; einige setzten sich von selbst; allein dies Zutrauen dauerte nicht lange, es verwandelte sich bald in Mistrauen gegen uns. Den siebzehnten May 1764 entschloß sich der Herr von Bougainville eine Meile, vom Innersten der Bucht, die neue Pflanzstadt aufzurichten. Diese Bucht liegt auf der Nordküste der westlichsten von den Maluinischen Inseln an einem kleinen Hafen, der mit der Bucht nur durch einen sehr schmalen Eingang zusammenhängt. Diese Kolonie bestand anfänglich nur aus neun und zwanzig

zig Personen, worunter sich fünf Weiber und drey Kinder befanden. Man baute ihnen Hütten auf, mit Schilf bedeckt, und ein ziemlich großes Vorrathshaus, worin die Lebensmittel, das Hausgeräth, und allerhand Vorrath hineingeschaft wurde. Hernach führte man eine Schanze von Erde und Rasen auf, die vierzehn Stück Kanonen in sich fassen konnte.

Hr. von Bougainville ließ in der Mitte dieser kleinen Citadelle einen zwanzig Fuß hohen Obelisk aufrichten. Des Königs Bildniß wurde auf eine von seinen Vorderseiten gestellt. Im Fundamente vergrub man kleine Münze und ein Schaustück, auf dessen einer Seite das Datum der Unternehmung geprägt war, und auf der andern das Brüstbild des Königs, mit diesen Worten am Rande: Tibi serviat ultima Thule.

Die Innschrift, die auf die Schaumünze gegraben war, lautete, wie folgt.

Etablissement
des Isles Malouines
situées au 51 deg. 30 min.
de lat. Aust. et de 61 deg. 50 min.
de long. Occid. Méridien de PARIS,
l'ar la Frégate l'Aigle, Capit. l'Du Clos
Guyot, Capitaine de Brûlot; et la Corvette
le Sphinx, Capit. F. Chenard de la Giraudais
Lieut. de Frégate, armées par Louis, Antoine de
Bougainville Colonel d' infanterie, Capit. de vaisseau,
Chef de l' expédition, G. de Nerville, Capit. d' infanterie,
et P. d' Arboulin, Administrateur Général des Postes de France: construction d' un fort et d' un
obèlisque, décoré d' un médaillon de Sa
Majesté Louis XV, sur les plans d' A.
l' Huilier, Ingén. Géog. des camps
et arm. servant dans l' expedition
sous le Ministere d' E. de
Choiseul, Duc de
Stainville en Fevrier 1764.

Auf Teutsch.

Niederlaßung in den Maluinischen Inseln, die unterm 51sten Gr. 30 Min. südl. Breite, und unterm 61sten Grad 50 Min. westl. Länge nach der Parisischen Mittagslinie belegen sind, durch die Fregatte der Adler unterm Kommando des Capitäns P. Dü Clos Guyot, und Kapitäns de Brûlot; und durch das Rennschiff der Sphinx, des Kapitäns F. Chenard de la Giraudais, Lieutenant der Fregatte führte. Ludwig Anton von Bougainville, Obrister der Infanterie,

Seehauptmann, Cheff der Expedition, G. de Nerville, Kapitän der Infanterie, und P. d'Arboulin, Generalpostdirektor in allen Französischen Landen, hatten sie beyderseits ausgerüstet. Errichtung einer Schanze und eines Obelisks, verziert mit einem Medaillon von Sr. Majestät, Ludwig des Funfzehnten nach dem Plan vom A. L'Huilier, Feld-Krieges-Baumeister in Diensten der Expedition unter dem Staatsminister, von Choiseul, Herzog von Stainville, im Februar 1764.

mit den Worten am Rande; Conamus tenus Grandia.

Im 8ten April eben des Jahres gieng Hr. von Bougainville unter Segel, um nach Frankreich zurück zu kehren. Den folgenden sechsten October reisete er wiederum von St. Malo auf dem Adler zurück, und kam den fünften Jenner 1765 in den Maluinischen Inseln an. Er fand seine Kolonie in einem sehr guten Zustande, alle seine Kolonisten bey der vollkommensten Gesundheit. Ein einziger war auf der Jagd umgekommen; durch was für einen Zufall, weiß man nicht, denn er hatte niemanden bey sich gehabt. Der Winter war sehr gelinde gewesen; Jagd und Fischfang waren immer sehr gut eingeschlagen. Man hatte ein Vorrathshaus von Steinen erbaut, und die Schanze befestigt. Hr. von

Bou-

Bougainville seegelte nach der Meerenge, um von dorther Holz zu holen, und brachte einen ziemlichen beträchtlichen Vorrath mit, was er zu verschiednen Gebäuden verbrauchte, die er aufführen ließ.

Die Engländer lassen sich in den Maluinischen Inseln nieder.

Im Jenner 1765 fand der Kommodor, Byron, ein Engländer, die Maluinischen Inseln auf, und nahm sie im Namen der Englischen Krone im Besitz; ließ aber keinen Einwohner dort. Im Jahre 1766 schickten die Engländer eine Kolonie hin, die sich mit der Französischen zu Osten niedersetzte, und sie nanten ihre Pflanzstädte den Haven von Egmont.

Die Franzosen treten den Ort, wo sie sich niedergelassen, den Spaniern wieder ab.

Wie Spanien die Maluinischen Inseln, als ein vom festen Lande von Südamerika abhängiges Stück, wieder gefordert, und der König die Rechtmäßigkeit dieser Forderung anerkannt hatte, wurde Hrn. von Bougainville aufgetragen, die Französische Kolonie den Spaniern zu überliefern; mit dem Befehl, durch das Südmeer zwischen den Wendezirkeln weg, nach Ostindien zu fahren. Den Theil seines Auftrags, der die Maluinischen Inseln betraf, richtete er den ersten April 1767 aus. Die Spanier pflanzten ihre Nationalstandarte an dem Orte auf, wo sich die Franzosen niedergelassen gehabt. Der König von Spanien erstattete alle die Kosten, die diese Niederlassung verursacht hatte, und gab Inter-

essen, fünfe für hundert. Die ganze Summe belief sich auf dreytausend, sechshundert Livres.

Es entstanden Streitigkeiten zwischen England und Spanien über den Egmontschen Hafen, die aber zu Spaniens Zufriedenheit beygelegt wurden.

Vierter Artikel.

Terra del Fuego, (Feuerland).

Dies Land besteht aus vielen Inseln, die sich nach der Mittagsseite von Magellanien hin erstrecken, längst der Magellanischen Meerenge vom drey und funfzigsten Grad südlicher Breite bis zum sechs und funfzigsten, und vom ein und funfzigsten bis zum neun und funfzigsten westlicher Breite; sie betragen ungefähr hundert und dreißig Meilen vom Aufgange bis zum Niedergange.

Eine genaue Beschreibung können wir von diesen Inseln nicht liefern. Alle Reisebeschreiber, die wir hierüber zu Rathe gezogen, haben sich dort gar nicht aufgehalten, und sagen, sie hätten sie bloß im Vorbeygehen gesehen. Weiter kann man aus ihren Berichten nichts ziehen, als das, daß es die größte von ihnen ist, die an der östlichen Küste des Nordmeers liegt; die übrigen sind viel kleiner, und liegen hinter einander weg.

Die

Die Küsten sind von sehr hohen Bergen eingeschlossen, zwischen welchen Ebnen liegen, mit ziemlich grünem Grase bedeckt, und mit Wäldern von beträchtlichen Umfange. Schnee liegt stets auf den Gipfeln der Berge. Einer von ihnen speyt ziemlich stark Feuer. Das Grüne in den Ebenen giebt zu erkennen, daß viele Flüße und Bäche aus den Bergen entspringen. Kolonien der verschiednen Völkerschaften, die in Magellanien wohnen, haben sich in diesen Inseln niedergelassen. Die Reisebeschreiber haben hier Patagonen und Pecherais gesehen. Die Thiere, die man auf dem festen Lande findet, findet man auch hier; Fische fängt man auf die nemliche Art.

Im Jahre 1520 ward diese Gegend von Magellan entdeckt, der ihr den Namen Feuerland (Terra del Fuego) gab, weil er daselbst viele Feuer entdeckte, als er durch die Meerenge fuhr, die seinen Namen trägt.

Fünfter Artikel.

Staatenland oder Staateninsel.

Das Staatenland ist noch unbekannter, als das Feuerland; man kennt seine Produkte, man kennt seine Einwohner nicht. Einige Reisebeschreiber, die aus dem Nordmeer durch die Meerenge le Maire

in das stille Meer giengen, haben uns bloß beschrieben, was es in dieser Gegend für einen Anblick macht. Diese Insel liegt im fünf und funfzigsten Grad südlicher Breite, und im dreyhundert und zwey und zwanzigsten westlicher Länge.

Hier ist das, was der Verfasser der Reise des Admirals Anson sagt. So gräßlich auch immer der Anblick des Feuerlandes ist, so ist doch der Anblick des Staatenlandes noch etwas schrecklicher. Man erblickt dort nichts als eine Kette unzugänglicher Berge, nicht ein einziges Stück tragbares Land. Diese Klippen sind von einer erstaunlichen Höhe, und ganz mit scharfen Spitzen versehn. Es liegt ewiger Schnee darauf, und rings um sind Abgründe. Manche scheinen auf einer erstaunlichen Art zu schweben. Der Fels, worauf sie ruhen, scheint durch ein Erdbeben von einander geborsten zu seyn; ihre Küsten sind beynahe senkrecht, und scheinen bis ins innerste der Felsen zu gehen. Kurz, man kann sich keine traurige, wildere Gegend denken, als diese Küste ist.

Pater Feuillee sagt in seinem Taschenbuche, daß er den 20 December 1708 beyde äußerste Enden des Vorgebürges St. Johannes, den östlichen Theil des Staatenlandes vorbey gefahren sey. Es endet sich, sagt er, mit zwey ziemlich hohen Felsenspitzen,

tzen; je näher wir Westen kamen, je mehr schienen sie sich von dem Vorgebürge abzusondern. Weiter hinaus ward man eine kleine erhabne Ebne gewahr, die meerwärts gebürgigt war. Es gab daselbst viele Berge.

Den folgenden Tag hatten die Berge an den Orten, wo keine Bäume waren, ihre Gestalt geändert; gestern hatte sie uns grün gedünkt, grün wie das Laub im Frühling; heute fanden wir sie weiß, blendend weiß. Diese Weiße war durch den in der Nacht gefallnen Schnee entstanden. Als er geschmolzen war, erblickten wir wieder jene herrliche Produkte der Natur. Ha! wie mirs nahe gieng, wie bitterlich wehe mirs that, so fern von diesen Orten seyn zu müssen, nicht die unendliche Menge Schätze mitnehmen zu können, die in so vielen Pflanzen für uns verborgen liegen; nicht dort Bemerkungen machen zu können, die die wahre Lage dieser Insel unmittelbar würden bestimmt haben. Für den Naturforscher, für den Astronom waren dies schon zwey triftige Bewegursachen, den Fuß ans Land zu setzen. Hätt ich aber verlangt, daß man dieserhalb ein Kanot ins Wasser ließe, man hätte mich für einen Grillenfänger gehalten. Nicht jedermann kennt den Werth der Wissenschaften; diejenigen aber, die ihn kennen, die da wissen, wie viel dar-

auf ankömmt, sich einer dardietenden Gelegenheit zu ihrer Vervollkommnung zu bedienen; eine Gelegenheit, die so selten ist, als die, so uns in die Hände gelaufen kam, finden den gerechtesten Anlaß zum Verdruß, wenn sie sie so ungenutzt müssen entrinnen lassen.

Die Nächte verloren ihre Dunkelheit unmerklich, und dicke Wolken machten dagegen die Tage dermaßen stockdunkel, daß man gar nicht die Tage von den Nächten unterscheiden konnte. Vom Lichtanstecken sprach man gar nicht mehr, man sahe zu Mitternacht eben so hell, als zu Mittage, und da die Sonne nicht schien, wußten wir nichts vom Morgen und Abend, wußten nicht, wie wir unsre Mahlzeiten nennen sollten.

Aus dieser Beschreibung sieht man, daß P. Feuillee diese Insel mit philosophischem Prüferauge betrachtet hatte.

Im Jahre 1616 entdeckte Jakob le Maire diese Insel, als er durch die oben beschriebne Meerenge fuhr. Er gab ihr den Namen Staatenland, weil er glaubte, sie gehörte den Generalstaaten zu, da sie von einem Holländer entdeckt worden war.

Die übrigen Inseln des Nordmeers sind so klein, daß sie nicht einmal namentlich angeführt zu werden verdienen.

Sechster Artikel.

Inseln auf dem Südmeere.

Wenn man in das Südmeer kömmt, und die Amerikanischen Küsten nach Norden zu herauf fährt, so findet man eine erstaunenswürdige Anzahl fast völlig wüster und wenig bekannter Inseln. Anfänglich stößt man auf viele blinde Klippen, die unter dem Namen der zwölf Apostel bekannt sind; einige Meilen weiter hinaus giebt es vier andere kleine, blinde Klippen, die vier Evangelisten genannt. Gegen den ein und funfzigsten Grad südlicher Breite ist die Muttergottesinsel; sie liegt nicht weit von Magellanien.

Siebenter Artikel.

Die Inseln Chonos.

Diese Inseln liegen gegen den fünf und vierzigsten Grad, siebzehn Minuten der mittägigen Breite, an der westlichen Küste von Magellanien. Jechin ist die bekannteste darunter. Sie wäre, sagen die Spanier, durch eine barbarische Nation bewohnt, die wegen ihres Haßes gegen die Spanier berühmt ist, und wegen den Grausamkeiten, die sie an denen von dieser Nation ausübt, die ihr in die Hände fallen. Admiral Anson, der während seiner Reise

um die Welt, zwey Monate in dieser Insel blieb, sagt, man fände dort Bäche, die sehr gutes Wasser bey sich führten. Es giebt dort wilde Sellerie, verschiedne Gattungen Kräuter, Bäume, die fast das ganze Jahr hindurch grün bleiben; viel Muschelwerk, als die Kammmuscheln und außerordentlich große, und sehr wohlschmeckende Muscheln. Auch sind hier viele Gänse, Wasserhüner und Pinguins. Das Klima ist übrigens sehr gemäßigt. Kurz, es ist ein sehr guter Ort zum Einlaufen. Der Verfasser der Reise des Admiral Ansons, versichert, die Einwohner dieser Inseln und der umliegenden Gegenden, wären nicht so grausam, als die Spanier vorgeben. Er setzt hinzu, der Admiral habe eine von dorther bürtige indianische Familie an Bord genommen. Sie hätte aus einem ungefähr vierzigjährigen Mann, seiner Frau und zweyen Kindern bestanden, wovon das älteste wohl acht Jahr alt gewesen, das jüngste aber noch an der Brust gelegen habe. Sie hätten allen ihren Reichthum bey sich gehabt. Dieser habe aus Hund, Katze, einem Fischgarn, einer Hacke, einem Messer, einer Wiege, einigen Baumrinden zum Hüttenbauen, einer ziemlich abgenutzten Haspel, einem Kieselstein, einem Feuerzeuge, und einigen gelben, herzlich übel schmeckenden Wurzeln bestanden, deren sie sich statt Brods bedienten. Sie aßen mit

dem

dem Schiffsvolke, man gab ihnen oft Brandewein, wovon sie große Liebhaber waren. Anfänglich schienen sie mit ihrer Lage ziemlich zufrieden. Der Mann bezeigte sich sehr freudig, wenn er mit den Engländern auf die Jagd gedurft. Nach einiger Zeit sey er tiefsinnig und unruhig über seine Gefangenschaft geworden, seine Frau aber habe ihre gewöhnliche Lustigkeit beybehalten. Dieser Mann habe viel Kopf gehabt, und sich durch seine Gebärdensprache sehr verständlich auszudrücken gewußt. Endlich hätte er ein Mittel zum Entwischen gefunden, nachdem er acht Tage am Borde zugebracht.

Achter Artikel.

Die Inseln St. Maria und Mocha.

Diese beyden Inseln sind ungefähr sechs Meilen von einander belegen. Die erste liegt der zweyten gegen Norden zu. Ihre Lage ist im acht und dreyßigsten Grad und etliche Minuten mittägiger Breite. Von den Küsten zu Chili liegen sie fünf Meilen entfernt, und hängen von der Provinz Arauko ab. Als sich die Spanier Chilis bemeisterten, sicherten sich die Indianer vom festen Lande dahin, und schworen den Spaniern, und allen Europäern den unversöhnlichsten Haß.

Da d'Cordes 1660 an der Insel Mocha anlangte, warf er in einer Bucht, die sehr guten Grund hatte, funfzehn Klafter tief Anker. Er schickte die Schaluppe an das Land, um mit den Einwohnern, die sich mit außerordentlicher Schnelligkeit am Ufer versammlet hatten, Bekanntschaft zu machen. Sie empfiengen die Holländer mit einem Pfeilregen, und verwundeten deren viele. Da es den Holländern an Lebensmitteln fehlte, ließ d'Cordes dreyßig wohlbewaffnete Männer ausschiffen, die die Wilden zerstreuten.

Sammlung der Reisen von der ostindischen Kompagnie.

Man gab ihnen durch freundschaftliche Zeichen zu verstehen, daß man weder nach ihrem Vermögen, noch nach ihrer Freyheit trachtete. Zeigte ihnen Eisen, Geld und Tuch. Sie verstanden, was man von ihnen verlangte, und brachten Wein, Pataten und Früchte ans Ufer; versprachen darauf durch Zeichen, den folgenden Tag mit Lebensmittel, und andern Vorrath wieder zu kommen. Als es Nacht wurde kehrten die Holländer wieder an Bord zurück, und obgleich die wenigsten unverwundet geblieben waren, so trug doch die Freude, mit den Einwohnern gesprochen zu haben, und die Hofnung, Lebensmittel zu erhalten, viel zu ihrem Troste bey. Den folgenden Tag (es war der 9te November) setzten sich viele Schiffsofficire mit

mit den tapfersten vom Schiffsvolke in die Schaluppe. Als sie dicht am Lande waren, winkte man ihnen auszusteigen. Des Willens wäre er nicht hergekommen, gab ihnen der Befehlshaber der Schaluppe durch Gegenwinke zu verstehen. Darauf traten einige Einwohner in das Wasser, und nahten sich der Schaluppe mit einer lachenden Mine, und hatten Geschirre mit einer Art Wein in den Händen. Sie drangen in sie, sich ihrer Nation auf Treu und Glauben zu überlassen, und gaben ihnen zu verstehen, nicht weit von hier hätten sie vielerley Vieh.

Die Hofnung Proviant zu bekommen, machte, daß der Admiral seinen Entschluß vergaß, und drey und zwanzig Mann, mit Säbel und Flinten bewaffnet, ausschiffen ließ. Dieser kleine Trupp nahte sich einigen nicht weit davon belegnen Häusern, kaum aber hatten sie zweyhundert Schritte gemacht, als mehr denn tausend Wilden aus einem Hinterhalte hervorbrachen, auf sie losstürzten, und alle mit einander erschlugen. Die in der Schaluppe geblieben waren, kehrten wieder an Bord zurück, und hinterbrachten diese traurige Nachricht.

Der Viceadmiral, der sich nach der Insel St. Maria begeben, war nicht freundlicher bewillkommt worden. Viele

Of-

Officiere und Soldaten hatte man daselbst auf dem Lande verwundet.

Diese Wilden tragen lange Röcke von Schaafswolle verfertiget, die von der Schulter bis zu den Versen herabhängen. Die Männer lassen ihr Haar herumschweben, die Weiber schlagen es auf, und schürzen es in einen Knoten.

Die Männer nehmen Weiber, so viel sie wollen. Wer die meisten Töchter hat, wird für den reichsten gehalten. Derjenige der ein Mädchen zur Ehe haben will, kauft sie dem Vater ab; giebt ihm einen Ochsen dafür, oder ein Schaaf, oder was sie sonst ausgemacht haben.

Diese beyden Inseln sind jetzt wüste. Die Wilden, die sie ehemals bewohnten, haben sich auf das feste Land hingeflüchtet, wo sie ihre Sitten und ihren Haß gegen die Europäer behalten haben.

Neunter Artikel.

Die Insel Juan Fernandez.

Reise des Admiral Ansons.

Diese Insel liegt unterm drey und dreyßigsten Grad vierzig Minuten südlicher Breite, vom festen Lande, von Chili, hundert und zehn Meilen entfernt. Sie hat ihren Namen von einem Spanier, der die Bewilli-

Bewilligung hatte, dort eine Kolonie zu errichten, es aber nicht that.

Die Gestalt dieser Insel ist unregelmäßig. Ihre größte Länge besteht aus vier, fünf Meilen, und ihre Breite nicht aus zwey. Bloß an der Nordseite, wo es drey Buchten giebt, ist guter Ankergrund. Die mittelste Bucht, die unter dem Namen Kumberlands Bucht bekannt ist, ist die breiteste, die tiefste, kurz, die beste. Die beyden andern, wovon die eine die westliche, die andre die östliche Bucht heißt, sind nur bequeme Oerter zum Ausschiffen. Kumberlandsbucht ist südwärts vor Winden gesichert.

Die mitternächtliche Seite ist voll hoher, steiler Berge, wovon die meisten unzugänglich seyn, ob sie schon mit Holz bedeckt sind. Das Erdreich ist dort so leicht und so wenig tief, daß man oft sehr große Bäume durch einen Stoß ausgehen, oder umstürzen sieht. Ein Matrose, der zum Admiral Anson gehörte, und einen von diesen Bergen durchstreifte, um Ziegen zu fangen, ergreift einen am Abhang stehenden Baum, um sich empor zu helfen. Der Baum stürzt um, der Matrose rollt herunter, will sich an einem gar beträchtlichen Baum anklammern, der, wie der erste, sich entwurzelt. Der Matrose wird bey dem Heruntersturz an dem Felsen zerschmettert.

Der mitternächtliche Theil der Insel ist sehr von allen übrigen unterschieden. Er hat einen trocknen, steinigten und baumlosen Boden; der aber dabey flach und gleich ist. Die Schiffe landen hier nicht an, weil die Küste sehr steil, und das Wasser sehr selten ist, und weil man hier dem fast Jahr aus Jahr ein wehenden Südwinde ausgesetzt ist. Die Bäume, die in dem im nördlichen Theil der Insel belegnem Gehölze sich befinden, sind fast alle aromatisch; kein einziger aber ist stark genug, Bauholz abzugeben, ausgenommen der Myrthenbaum, der größte Baum in der Insel. Sein Haupt ist rund. Auf der Rinde wächst eine Art Moos, das an Geschmack und Geruch dem Knoblauch gleicht. Man findet in dieser Insel dem Pimentobaum und den Kohlbaum.

Schönheiten der Insel.

Die Wälder, womit die meisten steilen Berge bedeckt sind, haben keine Gesträuche nicht; die unregelmäßige Lage der Anhöhen im mitternächtlichen Theile, bildet eine große Anzahl Thäler, die von Bächen bewässert werden, und diese Bäche formiren gar helle Wasserfälle, wodurch der Aufenthalt allhier gar anmuthig wird. Der Verfasser von Admiral Ansons Reise, sagt, daß die kunstlose Natur alle Fictionen der reichsten Einbildungskraft übertrifft, und daß man unmöglich die Schönheit des

Orts

Orts mit Worten beschreiben kann, wo der Befehlshaber des Geschwaders, sein Zelt aufrichten ließ. Es war ein freyer Platz von mittelmäßigem Umfange im Walde, eine halbe Meile vom Meerufer und auf einem sanftabschüßigen Theile des Berges belegen. Ein breiter Gang war vor seinem Zelte bis zum Ufer hin durch das Holz gehauen. Am Ende dieses Ganges, der sich nach dem Gestade hin unmerklich hinabsenkte, erblickte man die Bucht, und die darin liegenden Schiffe. Dieser offne Platz war mit einem hohen Myrthengebüsch eingefaßt, das ein vollkommnes Theater vorstellte. Da der Boden, worauf diese Bäume standen, abschüßiger war, als jener Platz, aber nicht abschüßig genug, um die Höhen und Abgründe dem Blicke zu entziehn, so vermehrten diese oberhalb der Bäume hervorragende gähe Felsen die Schönheit der Perspective; und damit es diesem schönen Aufenthalte an keinerley Zierde fehlte, so rieselten zwey kristallbeschämende Bäche zwischen den Bäumen dahin, der eine zur rechten, der andre zur linken des Zelts; ungefehr hundert Ruthen aus einander liegend.

Viele Reisebeschreiber versichern, daß diese Insel von Böcken und Ziegen in grosser Anzahl sey bevölkert gewesen. Dieß scheint um so glaublicher, da bekannt ist, daß

Was sich für Thiere hier befinden.

daß die Amerikanischen Freybeuter, wie sie noch auf diesen Meeren herumschwärmten, sehr fleißig diese Insel besucht haben. Diese Menge Ziegen schmolz aber bald, als die Spanier, wie sie erfuhren, was für Gebrauch die Amerikanischen Freybeuter von dem Fleische dieser Thiere machten, sich vornahmen, sie auszurotten, um ihren Feinden Abbruch zu thun. Sie ließen eine ungemeine Anzahl Hunde in der Insel los, die sich vervielfältigt, und in allen Gegenden, wo sie hinkommen konnten, die Ziegen dermaßen weggewürgt haben, daß bloß an den unzugänglichen Orten, wo die Hunde nicht hinauf konnten, nur eine sehr kleine Anzahl übrig geblieben ist. Sie haben sich in verschiedne Heerden getheilt, und bestehen in 20 bis 30 Stücken, die alle an abgesonderten Oertern leben, und sich nie mit einander begatten. Es ward den Engländern sehr sauer, welche zu fangen, da sie aber ihr Fleisch gar herrlich fanden, so ließen sie nicht ab mit suchen, und zerquälten und zermarterten sich so lange, bis sie alle Heerden ausgewittert hatten.

Hunde auf dieser Insel, und wovon sie leben.

Die Hunde, womit man die Ziegen todt gehetzt hatte, sind von verschiednem Schlage, und haben sich sehr vervielfältigt. Sie giengen manchmal des Nachts zu den Engländern, und nahmen ihnen ihren Mundproviant weg; griffen sogar einige Ma-

Matrosen an, die sich nicht ohne Beystand von ihnen losmachen konnten. Seit der Zeit, daß sie sich nicht mehr von Ziegen nähren können, leben sie, wie man glaubt, von jungen Meerkälbern.

Viele Vögel sieht man hier nicht, wie in andern Inseln. Es giebt hier bloß Falken, Amseln, Nachteulen und Kolibris. Vögel.

Die Stockfische, die man an den Küsten dieser Insel findet, sind von einer ungemeinen Größe, und eben so häufig als in Neufundland. Man fängt hier große Meerbraßen, Meerengel, Taralies, Trapper (Tatonneurs) Silberfische, eine ganz besondre Art Meeraale, und einen herrlichen, schwarzen Fisch, der unserm Karpfen ziemlich gleicht. Die Meerkrebse sind zu Juan Fernandez so häufig anzutreffen, als an irgend einem andern Orte auf der Welt, und schmecken gar köstlich; gemeiniglich wiegen sie acht bis neun Pfund. Fische.

Woodes Rogers, wie er 1709 diese Striche paßirte, sah er an verschiednen Orten dieser Insel Feuer brennen: Er sandte einige Matrosen in einer Schaluppe dorthin, um zu erfahren, wer in dieser wüsten Insel könnte Feuer angemacht haben. Sie kamen bald wieder, und brachten einen in Ziegenfellen gehüllten Mann mit sich. Es war ein Schottländer, Namens Alexander Selkirk, der Herr eines eng- Geschichte eines hier ausgesetzten Schottländers.

lischen Schiffs gewesen, und von dem Hauptmann vor vier Jahren und etlichen Monaten auf diese Insel war ausgesetzt worden. Als dieser Unglückliche Rogers Schiffe gesehen, hatte er die Feuer angezündet, die man wahrgenommen hatte.

Er sagte wärend seines Aufenthalts in dieser Wüste habe er viele Schiffe vorbeyfahren gesehn; zwey davon aber hätten nur Anker geworfen, und die hab er für Spanier erkannt. Einige von dem Spanischen Schiffsvolke hätten Feuer auf ihn gegeben, und ihn bis in die Wälder verfolgt. Ihrer Wuth zu entfliehen, wäre er auf einen Baum geklettert, von wo er sie viele Ziegen neben sich habe tödten sehen. Er hätte, setzt er hinzu, sich den Franzosen ohne Bedenken überliefert, wenn er eins von ihren Schiffen hätte wahrgenommen; er habe aber lieber in dieser Einöde umkommen, als den Spaniern in die Hände fallen wollen, die ihn unfehlbar getödtet, oder zur Bergwerksarbeit würden verdammt haben, aus Besorgniß, er möchte den Ausländern entdecken, was zum Südmeer gehörte.

Er erzählte dem Rogers, er sey zu Largo in der Schottischen Provinz Fife geboren; wäre von Jugend auf im Seewesen erzogen worden; Hauptmann Pradling, mit dem er einige Streitigkeiten gehabt, habe ihn auf dieser Insel im Stich gelassen;

er

er habe den Entschluß gefaßt, eher hier zu sterben, als dessen Gunst niederträchtig zu erkriechen, denn dieß würde ihm nur neuen Verdruß gemacht haben; als er ein wenig kälter geworden, habe er gewünscht, wieder zurück zu kehren, der Hauptmann habe es ihm aber abgeschlagen. Auf einer seiner Reisen, setzte er hinzu, habe er an dieser Insel gelandet, und zwey ausgesetzte Männer angetroffen, die nur ein halbes Jahr, das heißt, bis sie zurückgekommen, hier zugebracht, die sie dort verlassen gehabt hatten. So dachte er, würde man eben mit ihm verfahren, und dieß stärkte seinen Muth.

Man hatte ihn mit seinen Kleidern, Bette, einem Feuerzeug, einigen Pfund Pulver, Kugeln, Taback, einer Hacke, Messer, einen Kessel, einer Bibel, einigen Gebet- und Gesangbüchern, seinen See-Instrumenten und was dazu gehört, an das Land gesetzt.

In den ersten acht Monaten kam es ihm sehr sauer an, seine Melancholie zu überwinden. Er flocht sich aus Baumästen zwey Hütten, die ein wenig von einander entfernt standen, bedeckte sie mit einer Art Schilf, und fütterte sie mit Ziegenfellen; denn er tödtete Ziegen, so oft er ihrer benöthigt war. Als es ihm an Pulver zu fehlen anfieng, erfand er das Kunst-

stück, aus zwey, auf den Knien gegen einander geriebenen Stücken Pimentoholz Feuer hervorzubringen. Die kleinere Hütte diente ihm zur Küche, in der größern schlief er, sang Psalmen und betete. Anfänglich, als ihn die Traurigkeit ganz zu Boden drückte, aß er nur, wenn ihn auf das heftigste hungerte, (denn an Salz und Brod hatte er Mangel) er schlief nur, wenn er sehr müde, und seine Augen nicht mehr aufhalten konnte. Des Pimentoholzes bediente er sich zum Kochen, und zum Lichte, und sein aromatischer Geruch brachte seine stockende Lebensgeister im muntern Umlauf.

An Fischen fehlte es ihm nicht, er durft es aber nicht wagen, sie ohne Salz zu essen, weil es ihm viel Unbequemlichkeiten verursachte; so gieng es ihm aber nicht mit den Flußkrebsen. Bald kochte, bald röstete er sie; und eben so machte er es mit dem Ziegenfleische. Er tödtete deren an die fünfhundert. Wie es ihm an Pulver fehlte, haschte er sie im Laufen, und machte sich damit einen Zeitvertreib. Wenn er eine gewisse Anzahl gefangen, zeichnete er sie an den Ohren, und ließ den größten Theil wieder davon laufen. Diese Uebung hatte ihn so hurtig gemacht, daß er durch die Wälder, über die Felsen und Hügel mit einer unglaublichen Schnelligkeit rennen konnte.

Dieß

Dieß erfuhren wir, sagt Roggers, wie wir mit ihm auf die Jagd giengen. Wir hatten einen zum Stiergefechte abgerichteten Hund und gute Läufer bey uns. Er ließ unsre Leute und den Hund sehr weit hinter sich. Er fieng die Ziegen, und trug sie auf seinem Rücken herbey. Einstmals, sagte er uns, hätte mich eine Ziege bey einem Haare das Leben gekostet. Ich verfolgte sie so hitzig, daß ich, wie ich sie am Rande eines mit Gesträuch bedeckten und versteckten Abgrundes haschte, mit sammt ihr herunterstürzte. Ich lag lange ohne Besinnungskraft, und wie ich mich von dem Falle wieder erhohlte, fand ich die Ziege unter mir todt. Vier und zwanzig Stunden mußt ich auf diesem Platze liegen bleiben, so zerschmettert war ich. Mit ungemeiner Mühe schlich ich mich nach meiner Hütte, die eine Meile davon lag, und mußte hier acht Tage krumm liegen.

Endlich, fuhr er fort, ward ich, durch die Länge der Zeit, der Speisen gewohnt, ob ich sie gleich ohne Brod und Salz zu mir nehmen mußte. Zu der gehörigen Zeit fand ich viele Hufen Landes mit guten Steckrüben besäet, überdieß ganz herrlichen Kohl auf den Bäumen, die diese Frucht tragen, den ich mit Pimento (heißt sonst auch Indianischer Pfeffer) und hat einen

sehr angenehmen Geruch würzte. Zudem traf ich eine Gegend an, wo schwarzer Pfeffer, der Malagita heißt, in Ueberfluß wuchs, und vermuthlich ist das der Pfeffer, den wir Malaguetta nennen. Er treibt die Blähungen sehr gut ab, und heilt die Kolick. Durch das Laufen in die Wälder und Hecken, waren meine Schuhe und Kleider gar bald abgenutzt, meine Füße aber dermaßen abgehärtet worden, daß ich mich ohne Schuhe behelfen, und nachher derselben, lange nicht wieder gewohnt werden konnte.

Als ich meiner Schwermuth loß geworden war, fand ich Vergnügen daran, meinen Namen und den Tag meiner Verbannung in die Bäume zu schneiden. Ich richtete wilde Katzen und Ziegen ab, daß sie mit mir tanzen mußten. Anfänglich begannen die Katzen und Ratzen einen grausamen Krieg mit mir. (Vermuthlich hatten einige Ratten und Katzen, die in den Schiffen mitgekommen waren, sich hier so vervielfältigt.) Im Schlafe nagten mir die Ratten meine Kleider, ja sogar meine Füße an. Ich wußte sie nicht anders zu vertreiben, als daß ich Katzen zähmte, indem ich sie mit meinem Ziegenfleische fütterte. Dadurch wurden sie so kirre, daß ich sie stets in großer Anzahl um meine Hütte hatte. Als meine Kleider

ganz abgetragen waren, machte ich mir welche von Ziegenfellen, und nähte sie mit kleinen Riemen zusammen, die ich daraus schnitt, und mit einem Nagel, der mir statt Nähnadel diente, machte ich mir aus der hinterlassenen Leinewandt Hemden, und der Wolle in meinen Strümpfen bedient ich mich statt Zwirns. (Als Roggers kam, war sein letzter Zwirn beynahe aufgebraucht.) Da mein Messer zu nichte war, schmiedete ich mir aus eisernen Bänden, die ich am Ufer fand, neue Messer.

Dieser Mann war des Redens so ungewohnt geworden, daß man ihn mit Mühe verstehen konnte, denn er sprach jedes Wort nur halb. Aus Besorgniß, seine Eingeweide anzuzünden, schlug er anfänglich den Brandtewein aus, den man ihm reichte, und einige Wochen vergiengen, ehe er das auf die gewöhnliche Art zubereitete Fleisch essen konnte. Außer seinem Ziegenfleische, Wurzeln und Fischen nahm er noch eine Art schwarzer Pflaumen zu sich, die sehr gut sind, ihm aber äußerst sauer wurden, zu pflücken, weil sie auf den Gipfeln der Bäume und Felsen wuchsen. Aus Erkenntlichkeit trotzte er allen Gefahren, um dies Labsal dem Woodes Rogers zu verschaffen. Die Engländer nannten ihn den unumschränkten Selbstherrscher dieser Insel.

Zehnter Artikel.

Die Inseln Massa=Fuero, St. Ambrosius und St. Felix.

Zwey und zwanzig Meilen westwärts von der Insel Juan Fernandez, findet man die Insel **Massa=Fuero**, oder die Ziegeninsel. In der Länge beträgt sie etwa vier Meilen. Es sind hier viel Bäume, und sehr klare Wasserbäche; das Ufer ist rings um sehr steil, gleichwohl kann man gegen Norden ankern. Von der östlichen Spitze der Insel geht eine Menge Felsen, zwey Meilen weit ins Meer hinaus; dies würde für die Schiffe sehr gefährlich seyn, wenn nicht das unaufhörlich dagegen schlagende Meer sie zu erkennen gäbe.

Diese Insel ist mit Ziegen bevölkert, die man sehr leicht fangen kann, weil man wenig dorthin kommt. Da die Spanier nicht glauben, daß sie ihren Feinden sehr beträchtlich seyn kann, so haben sie sie nicht mit Hunden bevölkert. Zur Noth könnte sie zum Einlaufen dienen. Es giebt hier viel Seelöwen.

Die Inseln St. Ambrosius und St. Felix liegen gegen den fünf und zwanzigsten Grad südlicher Breite, sie sind wenig bekannt.

Eilfter Artikel.

Die Insel Gorgone.

Diese Insel liegt sechs Meilen von der Perurianischen Küste, ist etwan drey Meilen lang, aber sehr schmal; hat lauter hohe Waldungen. Es giebt dort einen Baum, *Palma Maria* genannt; von dem ein sehr guter Wundbalsam herunter träufelt. Von weiten scheint diese Insel ziemlich hoch, und formirt drey Anhöhen. Gegen Nordwesten ist guter Ankergrund, allein dicht am Ufer hat sie Sandbänke, zumal gegen Südosten und gegen Südwesten, wo man eine andre kleine Insel sieht, die durch die Untiefen sich mit jener zu vereinigen scheint.

Woodes Rogers, der 1709 hier vorbeyfuhr, ward allhier Affen, Indianische Schweine, Haasen, Eydechsen, Kameleons, und eine so ungeheure Menge von Schlangen von allen Gattungen, und Größen gewahr; daß man keinen Schritt thun kann, ohne auf welche zu treten.

Man findet in diesen Strichen verschiedne andre kleine Inseln, allein so wenig bekannt, daß wir es nicht der Mühe werth achten, davon zu reden.

Zwölfter Artikel.

Die Inseln Gallapagos.

Cowley Reise nach Magellanien und Polynesia.

Sie liegen unfern der Linie, ungefehr fünf und funfzig Meilen von Peru, ihre Anzahl ist gar beträchtlich. Einige Reisebeschreiber haben deren an die funfzig gezählt. Die Spanier haben ihnen den Namen Gallapagos gegeben, weil man daselbst eine ganz ungemeine Anzahl Land- und Wasser-Schildkröten antrift. Von gleicher Größe sind aber diese Inseln nicht alle. Einige sind sieben oder acht Meilen lang, und drey oder viere breit. Die übrigen sind neun oder zehn Meilen lang, und sechs oder sieben breit. Hoch liegen sie so ziemlich; ihre Oberfläche ist platt.

Dampierre Reise nach den Südländern.

Sehr unfruchtbar sind sie durchgängig; der Boden ist dürre und trocken, mit calcinirten Kieselsteinen bedeckt, die dem Hammerschlage ziemlich nahe kommen. Wenn man drauf geht, so sinkt man mit den Füssen so ein, als wenn man auf Asche gienge, daraus schließt man, daß es hier feuerspeyende Berge gegeben, und daß es noch unterirrdisches Feuer hier giebt. In einigen findet man sehr klare Wasserbäche; die meisten aber sind ganz trocken.

Wasser in Magellanien.

Die Luft in diesen Inseln ist, in Betracht ihrer Lage sehr gemäßigt. Den ganzen

zen Tag hindurch verspürt man ununterbrochen einen kleinen Seewind, des Nachts aber einen weit heftigern und kältern. Sonach ist hier die Hitze nicht so groß, als an den meisten Orten, die dicht an der Linie liegen. Das Regenwetter fällt in die Monate, November, December und Januar. Alsdann ist das Wetter sehr trübe, sehr stürmisch, und ein Gewitter über das andre. Vor und nach diesen Monaten giebt es noch einige kleine erquickende Regen; im May, Juni, Juli und August aber ist stets sehr schönes Wetter.

Beauchene Gouin in Magellanien.

Woodes Roggers in Südasien.

In den großen Inseln, die mit Bächen bewäßert seyn, findet man Bäume in ziemlich starker Anzahl. In den andern Inseln giebt es nur Dildos, eine Art grüne stachlichte Staude, die zehn, zwölf Fuß hoch wird, und weder Blätter noch Blühten trägt. Vom Schaft an bis oben herauf, hat sie die Dicke eines Mannsbeins; sie taugt nicht einmal zum brennen. Dicht am Meere, in den unfruchtbaren Inseln, findet man kleine Bäume, Borions genannt, die ganz gutes Brennholz abgeben.

An keinem Orte auf der Welt findet man mehr Schildkröten als hier; es giebt deren einige, die vierhundert Pfund wiegen.

Guanos giebt es hier auch sehr häufig, die so fett und so groß sind, als man sie nur

sehen

sehen kann. Sie sind so zahm, daß man sie leichte fangen kann.

Meervögel findet man fast von allen Arten in diesen Inseln, auch Landvögel, zumal Falken und Turteltauben.

Schlangen sind auch hier, aber selten. Die Küsten sind sehr fischreich. Man findet hier Seelöwen, sogar Wallfische, das, so dicht an der Linie, nicht wenig zum Erstaunen ist.

Dreyzehnter Artikel.

Kokosinseln.

Bey den Inseln Gallapagos, fünf Grad fünf Minuten nordwärts der Linie, findet man eine Insel, die sieben oder acht Meilen im Umfange haben kann. Sie ist in der Mitte ziemlich erhaben; Bäume giebt es hier gar nicht, aber eine ungemein große Anzahl Gras, das die Spanier Gramadal nennen.

Die Insel ist rings um mit Kakaobäumen eingefaßt, woher sie ihren Namen hat; bewohnt wird sie nicht. Die Felsen, die sie umgeben, machen sie beynahe unzugangbar. Nur nordwärts giebt es einen kleinen Hafen, worin die Schiffe sicher einlaufen können. In diesem Hafen findet man einen kleinen Bach mit süßem Wasser, der sich ins Meer stürzt.

Vierzehnter Artikel.

Die Insel Quibo.

Sie liegt den Inseln Gallapagos nordwärts, gegen den siebenten Grad zwanzig Minuten der mitternächtlichen Breite, beynahe an der Mündung der Panamaischen Bucht. Diese Insel ist sehr bequem zum Wasser- und Holz-Hohlen. Der Boden, wo das Meer anläuft, ist über und über waldicht, und das süße Wasser fließt in einem großen Bache auf einem sandigten Ufer. Der Kaßiabaum gehört zu den Bäumen, die hier am häufigsten anzutreffen; auch giebt es hier viel Limonienbäume. In dieser friedlichen Gegend findet man nichts denn Papageyen und Aras. Es giebt hier Eyderxen und Affen; Tiger, und eine Art Schlangen, die der Admiral Anson fliegende Schlangen nennt, da sie von den höchsten Baumästen auf allerhand Arten Thiere herabschießen.

Dampierre Reise nach Südasien.

Anson ubi supra.

Das Meer um die Insel herum ist sehr gefährlich, weil sich in selbigem eine ungemein große Anzahl von ungeheuern Alligators, und eine Art großer, platter Fische, die aus den Wellen hervorschießen, und oft die Perlenfänger in ihren Floßfedern verwickeln, und sie tödten. Um ihnen zu entgehen, bewaffnen sich die Taucher mit

einem spitzen Messer, und jagen es diesem Thiere in den Leib, wenn es sie anpackt.

Admiral Anson fuhr die ganze östliche Küste der Insel längst hin, und landete nirgends, wo ihm der Boden nicht fett, und das Wasser sehr schön schien. Die nordwestliche Spitze zeigt einen Wasserfall, der ein Gegenstand der Bewundrung ist. Ein sehr heller Fluß, der zwanzig Klafter tief ist, rennt durch einen ziemlich schnellen Abhang der ungefähr achtzig Klastern lang ist, in einen sehr unregelmäßigen Kanal, dessen Grund und Seitenwände aus großen Stücken Felsen bestehn. An manchen Orten breitet sich das Wasser über einer gleichen Böschung aus, bildet gar anmuthige Becken, und an andern fällt es in schönen Kaskaden herab. Die Gegenden rings um sind mit schönen Waldungen versehn, und selbst die Felsen, die die Seitenwände des Kanals vorstellen, und manchmal drüber wegragen, sind mit sehr großen Bäumen umgeben. Wärend, daß die Engländer die Schönheiten dieser Einsamkeit betrachteten, flog eine Schaar Aras über sie weg, und da diese Vögel willens waren, diesen Ort zu verschönern, so machten sie tausenderley Wendungen in der Luft, wobey man ihr glänzendes buntfarbiges Gefieder mit Vergnügen sehen konnte.

Ein-

Einwohner gab es ganz und gar nicht auf dieser Insel, aber einige Hütten fanden die Engländer am Ufer, und große Haufen Muschelwerk und schönen Perlmutter, die die Panamaschen Fischer den Sommer durch da liegen lassen. Ob gleich die Perlenaustern in der ganzen Bucht von Panama sehr häufig zu finden, so sind sie doch nicht so häufig dort anzutreffen, als zu Quibo. Man darf sich nur ins Meer herablassen, und sie von dem Grunde losmachen. Sie sind sehr groß, aber zäh wie Leder, und übelschmeckend. Diejenigen, die Perlen in sich haben, liegen viel tiefer. Man versichert, die Schönheit der Perle hienge von der Güte des Grundes ab, worin sie die Auster nährt. Ist der Grund schlammigt, so sieht die Perle dunkel aus, und hat schlechtes Wasser. Die Taucher, deren man sich zu diesem Fange bedient, sind Mohrensclaven, die den Küstenbewohnern zugehören. Nur dann hält man sie für vollkommne Taucher, wenn sie so lange unter Wasser bleiben können, bis ihnen das Blut aus Nase, Mund und Ohren heraus kömmt. Nach diesem Versuche, können sie weit leichter untertauchen. Dieser Blutsturz stillt sich von selbst, und kömmt nie wieder.

Südlän=

Südländer.

Unter Südländer, (gegen Mittag belegene Länder) versteht man alles das, was über den dreyen Spitzen der bekannten Welt, Asia, Afrika und Amerika liegt. Diese drey Spitzen sind die Moluckischen und Celebischen in Asien, das Vorgebürge der guten Hofnung in Afrika, Magellanien und die Staaten= und Feuer=Inseln in Amerika. Was darüber hinausliegt, kann etwa acht bis zehn Millionen Quadratmeilen ausmachen, und mehr als den dritten Theil unsrer Erdkugel betragen.

Es ist gar nicht zu zweifeln, daß in einer so geräumlichen Gegend ein unermeßliche Strecke festes Landes seyn sollte, die fähig ist, die Erdkugel im Gleichgewicht zu halten, und der Maße von Nordasien zum Gegengewicht zu dienen. Man weiß, daß das Gewicht der Erde sich gegen das Gewicht des Wassers verhält, wie zwey gegen eins. Ueber die Wahrscheinlichkeit dieses festen Landes wollen wir uns nicht ausbreiten. Der Hr. Präsident von Broße hat hierüber ein trefliches Werk geschrieben; wir verweisen unsern Leser dahin. Der Plan unsers Werks nöthigt uns, wegen seiner Beschränktheit, bloß ein historisches und geographisches Gemählde, der entdeckten Südländer, aufzustellen.

Am Ende dieser drey großen Striche Land, die zu unsrer Erdkugel gehören, giebt es drey große Striche Meer. Das Aethiopische, oder Indianische Meer, das Atlandische oder Nordische, und das Süd- oder das stille Meer. Aus dem Grunde kann man die Südländer in drey Theile theilen, die, wie gesagt, den dreyen Theilen der bekannten Welt gegen Süden liegen. Der eine liegt im Indianischen Meere, Asien gegen Süden, daher man ihn Südasien nennen kann; der andre im Nordmeere, den man nach dem Namen seines Entdeckers, den Magellanischen nennen kann. Er fängt bey der mittägigen Spitze des festen Landes von Amerika an, und begreift alles das in sich, was sich bis gegen Südafrika und noch drüber hinaus erstrecket, wo die Französischen Schiffe seit kurzem eine ziemlich lange Küste entdeckt haben. Der dritte ist alles das, was das weite Weltmeer, welches das stille heißt, in sich begreift. Man könnte es Polynesie nennen, weil es so viele Inseln in sich schließt. Dieser Name ist aus den beyden griechischen Wörtern, πολὺς Multiplex und νῆσος, Insula genommen.

Den Anfang wollen wir mit einer geographischen und historischen Beschreibung von Südasien machen, uns nachher nach Polynesien begeben, und mit den Magellanischen Inseln endigen.

Erstes Kapitel.
Südasien.

Erster Artikel.
Neu-Holland.

Der Hr. Abbee von Marsy hat im sechsten Theile dieses Werks eine Beschreibung von diesem Lande gegeben; da sie uns aber nicht genau genug zu seyn dünkt, so glauben wir eine neue unsern Lesern vorlegen zu müssen. Ohne Zweifel hatte er aus den ächten Quellen, den Reisebeschreibern, nicht geschöpft, und bloß die allgemeine Geschichte der Reisen zu Rathe gezogen, die, was die Gegenden anbelangt, die wir jetzt durchwandern wollen, sehr mangelhaft ist.

Neuholland ist ein sehr weitläuftiges Land, das sich vom sechsten Grad mittägiger Breite bis zum vier und dreyßigsten, und vom hundert und vier und achtzigsten Grad der Länge, bis zum hundert und sieben und achtzigsten erstreckt. Gegen Norden liegt es am Moluckischen Archipelagus, gegen Abend und Süden am Indianischen Meere, und gegen Osten am großen, stillen Meere. Auf dieser ungeheuern Fläche wird man nichts als einige Küsten gewahr, von denen man nicht sagen kann, ob sie alle zu dem festen Lande gehören, oder ob sie, wie-

wie wohl wahrscheinlicher, große Länder sind, die durch Meerkanäle von einander abgesondert sind. Die schmälsten dieser Kanäle sind von den Seefahrenden für Mündungen von Flüßen gehalten worden, ohne daß man weiß, ob sie gegen Norden an Neuguinea stoßen, oder gegen Süden an Diemen.

Das erste Land, was in dieser Gegend entdeckt wurde, war die Küste von Konkordia, sonst Endracht genannt, wo Theodorich Hertoge aus Endracht gebürtig, im Oktober 1616 anlandete; er kommandirte das Schiff, Konkordia genannt. Das Meer hat hier einen Ueberfluß an Seehunden. Diese Gegend ward hernach von Pelsart und Willhelm Dampierre besucht. Zeachen, ein andrer Holländer, entdeckte 1618 auf der nördlichen Küste Aruhem und Diemen. Diese letzte Küste erhielt ihren Namen durch Anton Van Diemen, dazumal General der ostindischen Handlungsgesellschaft der Holländer, der bey seiner Rückkehr nach Europa unermeßliche Schätze mitbrachte. Johann von Edels beseegelte 1619 die westliche Küste, und gab dem Ufer, welches er entdeckte seinen Namen. Im Jahre 1622 entdeckte man das Land, das von Osten nach Süden geht, und nannte es Löwinn, entweder weil das Schiff, das es wahrnahm, den

Namen Löwinn führte, oder weil man ein dergleichen Thier auf dem Lande erblickt hatte.

Hr. du Quesne näherte sich 1687 dieser Küste, und man sagt, daß Kapitän Flamming, ein Holländer, wie er 1697 mit drey Schiffen, dicht bey der kleinen Mägdcheninsel, unterm ein und dreyßigsten Grad und dreyßig Minuten Anker warf, gute Hafen und fischreiche Flüße daselbst solle gefunden haben. Peter von Nuitz, der das Schiff, das goldne Roß genannt, kommandirte, fuhr im Monat Januar 1627 fort, und segelte längst dem Ufer des Südmeers, dem er seinen Namen gab. Willhelm Witt benannte ein Land nach sich, das er 1628, dem Fluße Remeßens nordwärts belegen, auffand. Ein wenig weiter gegen Norden, in dem Innersten des Krokodillenmeerbusens, liegt Karpentarien; vom Karpenter, nach einem Holländer genannt, der, als ers entdeckte, General der Indischen Handlungsgesellschaft war. Es scheint, daß diese Küste von den Holländern ist bereiset worden. Die Holländische Landkarte, die Thevenot herausgegeben, bezeichnet eine ziemlich große Anzahl von den Lagen der Seekanten und der Flüße, auf Holländisch. Endlich bekam 1644 die ganze Gegend den Namen Neuholland.

Dampierre sagt in seiner zweyten Reise, der Theil von Holland, den man das Eintrachtsland nennt, wäre ganz hübsch, und allenthalben eben, aber ohne Bäume, Büsche und Kräuter, auch die Küste sey voller steilen Hügel. Da er hier nicht landen können, setzt er hinzu, wäre er weiter nordwärts gesegelt, wo er gegen den fünf und zwanzigsten und einen halben Grad südlicher Breite, eine Bucht gefunden, worin wegen der Menge Sandbänke, und wegen des sandigten, ja an manchen Orten koralligten Bodens, keine gute Einfurth gewesen wäre. Er warf den Anker, zwey Meilen vom Ufer, achtehalb Klafter tief, und nannte sie die Bucht der Vielfräße oder Seehunde, weil es diese Art Fische hier sehr häufig giebt.

So bald er in diese Bucht gelaufen, schickte er seine Schaluppe ans Land, um süß Wasser zu holen; man fand aber keins. Den Tag darauf fuhr er selbst hin, ließ viele Meilen in der Runde herum kreuzen, ohne welches zu entdecken. Der Boden in dieser Gegend ist sehr hoch, so daß man ihn acht oder neun Meilen im Meere sehen kann. Von weiten scheint er ganz glatt, je näher man aber herankömmt, je mehr Anhöhen findet man da, die indessen nicht sehr steil sind. Das Erdreich an der Bucht herum ist niedrig, und wird höher und höher, je tiefer man in das Land kömmt.

Pflanzen. Bäume.

Gegen das Ufer zu wird der Boden sandigt, und trägt eine Art von großen Seefenchel, der eine gelbe Blüthe trägt. Weiter vorwärts ist der Boden röthlicher Sand, und erzeugt einige wenige Bäume, Pflanzen und Stauden. Das Gras wächst hier in Büscheln, die die Dicke eines Scheffels haben, und ist hie und dort zerstreut; Strauchwerk, das mit dem große Aehnlichkeit hat, so man in den Ebnen von England sieht, wächst unter diesem Grase.

Man findet auch hier verschiedne Bäume und Stauden, darunter aber keiner höher als zehn Fuß ist. Einige haben drey Fuß im Umfange, und ihr Schaft bis zu den Aesten beträgt etwan fünf oder sechs Fuß; die Aeste sind dick belaubt, und die Blätter meistentheils schmal und lang. Die Farbe dieser Blätter ist auf der einen Seite grün, und auf der andern weiß. Die Baumrinde blaßgrün. Einige von ihnen geben einen ganz angenehmen Geruch von sich, und sehen, wenn die Rinde ab ist, röther aus, als der Floridanische Saßafraß. Wie Dampierre hier vorbeyfuhr, blühten fast alle Bäume und Stauden. Alle diese Blüthen machten wegen ihrer Mannigfaltigkeit einen ungemein schönen Effekt. Sie waren roth, weiß, gelb, blau u. s. w. Alle, die blauen zumal, gaben einen sehr angenehmen Geruch von sich.

Man

Man findet hier unvergleichlich schöne und ganz herrlichriechende Blümchen. Einige davon haben einen langen Stengel. Kräuter und Pflanzen sind hier sehr häufig anzutreffen.

Vögel.

Eben dieser Schriftsteller sagt, er habe hier wenig Vögel gefunden; es gäbe hier fünf bis sechs Gattungen von den Kleinern; die grösten wären nicht stärker als eine Lerche. Manche nur so groß wie die Zaunkönige; ihr Gesang aber wäre sehr hell und ziemlich melodisch. Adler giebt es hier zu Lande sehr häufig.

Was See- und Flußvögel anbelangt, so findet man hier Enten, Galdens, Krebsjäger, Kormorans, Wasserhüner, Pelikans, und einige, sonst allenthalben unbekannte Vögel. Einige sind sehr groß, und haben einen sehr langen, glänzendrothen Schnabel; ihre Beine sind auch glänzendroth. Andre haben einen langen, breiten und platten Schnabel, oberwärts gekrümmt; und Kopf und Hals ganz roth. Es befindet sich hier eine Art von Fischaar, dessen Schnabel gekrümmt ist, und der Entenfüße hat.

Erdthiere.

Hier zu Lande giebt es eine Art von Kaninchen, die sehr gut schmecken. Sie haben ganz kurze Beinchen. Der Schriftsteller, dem wir folgen, sahe hier Guanos, die den in andern Ländern ziemlich gleich

 sind.

sind. Ein dickes abgesondertes Stück Fleisch, das mit einem Kopfe Aehnlichkeit hat, dient ihnen statt Schwanzes; sie sind, wie die Kröten, schwarz und gelb getüpfelt. Ihr Gang ist sehr langsam. Wenn man sich ihnen nahet, stehen sie still, und zischen, ohne an die Flucht zu denken. Sie geben einen sehr widrigen Geruch von sich, wenn man sie öfnet. Dampierre sagt, er habe in seinem Leben kein so scheußliches und eckelhaftes Thier gesehen. Ihr Fleisch, setzt er hinzu, wäre so ziemlich gut, er hätte aber nie das Herz gehabt, davon zu essen.

Fische. Es giebt hier viele sonst bekannte Fische; die Seehunde sind hier sehr häufig. Man findet hier Seeschlangen, Delphin und viele Blackfischknochen, die auf dem Wasser herumtreiben. Unter den Schlangen giebt es eine Gattung, die feuerfarben ist. Wallfische findet man hier in unglaublicher Menge. Muschelwerk. Muscheln trift man hier von allen Sorten, und immer eine schöner, als die andre, an.

Ganz Neuholland ist mit Inseln von unterschiedlicher Größe umgeben. Die großen Inseln sind ziemlich hoch, trocken, und voller Felsen. Dampierre warf sechs Klafter tief bey einer Insel Anker, der er den Namen Roßmarininsel gab, weil er hier eine Art Strauch fand, der dieser Pflanze ziemlich gleicht. Es waren auch andre

andre Sträuche dort, die verschiedenfarbige Blüthen trugen. Eben dieser Reisende fand hier zweyerley Gattungen Bohnen, die eine wuchs auf einen Strauche und die andere auf einer Art von Weinstock, der an der Erde fortwuchs, und breite und sehr dicke Blätter hatte. Die Blüthe ist ein schönes Dunkelroth.

Man sieht hier Kormorans, Wasserhühner, Krebsjäger, u. s. w. Einige kleine Vögel, und eine Art weißer Papageyen, die immer heerdenweise einher ziehen. Unter den Muschelfischen giebt es Kammfische und eine Menge kleiner Austern, die auf den Felsen wachsen, und vortreflich schmecken. Hier halten wir inne, und verweisen unsre Leser auf den sechsten Band dieses Werks.

Zweyter Artikel.

Die Inseln Palaos oder die neuen Philippinischen.

Die Beschreibung, die der Herr Abee von Marsy im sechsten Theile dieses Werks von diesen Inseln gegeben, ist so abgekürzt, daß wir es für Pflicht halten, eine neue Beschreibung davon zu liefern. Sie ist aus den Urschriften selbst gezogen.

Auszug aus den Briefen von Paul Clair, und Karl le Gobiem Th. 1. und 6.

Diese Inseln liegen den Marianen mittagswärts, gegen den zehnten oder zwölften Grad nördlicher Breite. Man muthmaßet, daß ihrer zwey und dreyßig seyn. Sie heißen Paiz, Lamululutup, Saraon, Yfaluck, Pyraulop, Ytay, Pik, Piga, Lamurek, Puck, Falait, Caruraruróng, Alatu, Lamuliur, Tauas, Saypen, Takaulap, Rapiyang, Tavon, Mutakuson, Piylus, Alatan, Palu, Kukumyat, Pyalukunung, Pikulat, Xulatan, Tagiau. Die drey letzten werden nur durch Vögel bewohnt, die übrigen aber sind alle außerordentlich bevölkert. Die beträchtlichste von allen Inseln ist Lamureck; sie ist die Residenz des Königs vom ganzen Lande, dem die Oberhäupter der übrigen Völkerschaften unterworfen sind.

Trachten Sitten.

Männer und Weiber gehen halbnackend. Ihre Gesichtsfarbe ist durchgängig von der Sonne verbrannt, und fällt ein wenig in das Lichtgelbe. Die Männer haben verschiedne Figuren auf ihrem Leib eingedrückt, die Weiber nicht. Die ersten tragen einen Gürtel, der ihnen den Unterleib und die Schenkel bedeckt, und verschiednemal um den Leib gewunden ist. Auf ihren Schultern hängen ungefähr anderhalb Ellen grobe Leinewand, woraus sie eine Art Kapuschon machen, den sie

vorwärts

vorwärts zubinden, und hinterwärts nachläßig herunterschlottern lassen. Die Weiber sind eben so gekleidet, ausgenommen, daß ihr Leinewandmantel bis auf die Kniee herabhängt.

Ihre Sprache ist von der Sprache in den Philippinischen Inseln, ja selbst von der in den Marianischen unterschieden. Ihre Mundart gleicht der Arabischen sehr. Weiber von Stande tragen viele Ringe und Halsbänder von Schildkrötenschaalen und andern unbekannten Materien, die mit unserm Ambra ziemlicher maßen Aehnlichkeit haben, nur durchsichtig sind sie nicht.

Auf ihren Inseln findet man weder Ochsen noch Esel, weder Pferde, Hunde noch Katzen; es ist sogar nicht die geringste Spur vorhanden, daß sie vierfüßige Thiere kennen. Vögel giebt es wenig hier. Doch trift man Hühner an, wovon sie sich nähren, deren Eyer sie aber nicht essen. Ungeachtet dieses Mangels an Allem, sind sie lustig und mit ihrem Loose zufrieden. Sie haben so ziemlich regelmäßige Gesänge und Lieder; sie singen stets Chorus, und die Gebärden, die dabey der eine macht, macht auch der andre. Ueber Europäischen Gebräuche und Höflichkeiten, die ihnen natürlicher Weise ganz unbekannt waren, stuzten sie nicht wenig. Sahen das Maje-

jestä-

jestätische der Kirchencerimonien mit Bewundrung an. Die Musik, die Instrumente, die Tänze, die Waffen, das Kanonenpulver der Spanier verursachte ihnen das größte Erstaunen. Auch die Weiße der Europäer ist für sie ein Gegenstand der Bewundrung.

Es scheint, als ob sie einige Kenntnisse von der Gottheit hätten, und einige Götzenbilder anbeteten. Ihr Leben ist ganz roh; sie sorgen für weiter nichts, als für ihr Essen und Trinken. Gleichwohl haben sie eine Art von ordentlicher Regierung. Jegliche Insel gehorcht ihrem Oberhaupte, der seiner Seits dem Könige aller Inseln unterworfen ist. Dieser Prinz hält, wie oben gedacht, seinen Hof auf der Insel Lamurek.

Ihre Eßzeit ist nie festgesetzt. Wenn sie hungern und durstẹn, und zur Stillung dieser Triebe irgendwo etwas finden, so essen und trinken sie, Zeit und Ort mögen seyn, welche sie wollen; sie essen aber wenig, und halten nie ein so starkes Mahl, daß sie auf den ganzen Tag reichen sollten.

Ihre Höflichkeit und Ehrerbietigkeitsbezeigungen bestehen darin, daß sie die Hand oder den Fuß desjenigen nehmen, den sie ehren wollen, und sich damit sanft das Gesicht reiben.

Unter ihrem Hausgeräthe findet man einige Sägen aus großen Schaalen gemacht, die sie durch das Reiben gegen gewisse Steine schärfen. Sie haben auch einige eiserne. Am Schafte ihrer Lanzen und Pfeile, sitzen Menschenknochen.

Diese Völkerschaften sind alle sehr friedfertig gesinnt. Entsteht ja ein Streit unter ihnen, so endet er sich mit Faustschlägen auf den Kopf. Dieß geschieht aber sehr selten, und eh es so weit kömmt, pflegt man sie gemeiniglich aus einander zu bringen, und da hat der Hader ein Ende.

Sie haben viel gesunden Verstand und Lebhaftigkeit; ihr Wuchs gleicht beynahe den Philippinern, und hat ein gar richtiges Ebenmaaß.

Männer und Weiber lassen ihr Haar wachsen, das ihnen über die Schultern herabfällt. Ihr Hauptzierrath besteht darin, daß sie sich den ganzen Leib mit einer gewissen gelben Farbe bemalen. Sie sind sehr geschickte Taucher.

Nicht die Europäer haben diese Inseln entdeckt, diese Insulaner waren es selbst, sie entdeckten sich durch einen außerordentlichen Zufall den Spaniern. Einer der Oberhäupter der Nation schiffte sich mit seiner Frau, der Tochter eines kleinen Königs, von diesem Lande, und einer gewissen Anzahl

Diese Inseln sind von vielen ihrer Einwohner entdeckt worden, die an den ältern Philippinischen

Inseln gestrandet waren.

Anzahl Personen ein, um sich aus seiner Insel nach einer entferntern zu begeben. Einer von denen in dieser sehr gewöhnlichen Orkanen überfiel sie, und warf sie wider ihren Willen an die Spitze der Insel Samol, eine der Oestlichsten von den Philippinen. Da sie überzeugt waren, daß es auf der Welt kein ander Land gäbe, als ihre Inseln, so erstaunten sie nicht wenig, als sie sich mitten in einer neuen Welt befanden, und mitten unter einer völlig unbekannten Nation. Der Schreck, der sie beym Anblick der Spanier überfiel, verflog, als sie sahen, daß man sie gütig behandelte. Man ließ zwey Weiber herkommen, die ehemals ein ähnlicher Zufall auf die Insel Samali geworfen; sie verstanden die Sprache der Neuangekommenen, und dienten zu Dolmetscherinnen. Durch sie erfuhr man, aus welchem Lande diese Wilden kamen.

Wenn man ihnen glauben darf, so ist ihr Land sehr bevölkert. Es scheint ihnen weder an Verstand noch an Lebhaftigkeit zu fehlen. Ihr Wuchs ist ansehnlich und wohlproportionirt. Sie sind von Natur sanft, leicht zu gewinnen, und gefällig; treiben ihre Rache nie zu weit; wissen nichts von Morden. Gleichwohl haben sie Trutzwaffen.

Man

Man muthmaßt, daß diese Inseln an Gold, Bernstein und Gewürzen Ueberfluß haben, weil sie beynahe unter einer gleichen Linie mit den Moluckischen liegen, und man aus diesen Muskatennüsse, und die kostbarsten Würzen, bekömmt.

Unter den außerordentlichen Sachen, die diese Insulaner von ihrem Lande erzählen, ist das wohl das Sonderbarste, daß eine von ihren Inseln bloß von Amazonen bewohnt wird, die eine Republick ausmachen, worin sie nichts anders dulden, als ihr Geschlecht. Gleichwohl giebt es eine Jahrszeit, wo es den Männern erlaubt ist, in diese Insel zu kommen; die meisten Amazonen pflegen Umgang mit ihnen; jagen sie aber weg, so bald diese Jahrszeit um ist, und nöthigen sie, die Jungen, die keiner Amme mehr bedürfen, insgesammt mitzunehmen. Ihre Töchter behalten sie, und erziehn sie sehr sorgfältig.

Es ist wahr, daß man nur erst seit wenigen Jahren in Europa von den Inseln Palaos hat reden hören; allein man hat schon lange oben auf den Bergen von Samol (einer der Philippinischen Inseln) dicken Rauch von der Seite her gesehen, und das gemeiniglich im Sommer. Auch die Fischer von Mindano, (ebenfalls eine von den Philippinischen Inseln) hatten diesen

sen Rauch bemerkt, wenn sie in die offne See gefahren. Der P. Gobien sagt, daß der Bruder des Königs von diesen Inseln auf einer Seereise an die Küste von Karagnan in der Insel Mindanao sey geworfen worden. Die E. V. vom Augustinerorden, die auf dieser Küste eine Mißion hatten, empfiengen ihn mit der größten Freundlichkeit, und unterwiesen ihn im Christlichen Glauben. Er befand sich so wohl bey ihnen, daß er an keine Rückkehr in sein Vaterland mehr dachte. Der König, der seinen Bruder liebte, wollte wissen, wo er geblieben sey, und sandte hundert kleine Schiffe aus, um ihn in den von ihm abhängigen Inseln aufzusuchen. Eins von diesen Schiffen ward gleichfalls auf die Küste von Karagnan geworfen. Als die darin befindlichen Indianer den Fuß an das Land gesetzt, und ihres Königs Bruder gefunden hatten, beschworen sie ihn aufs lebhafteste, inständigste, dringendste mit ihnen zum Könige zurückzukehren. Der Verfasser läßt sich sehr weitläuftig über die Beweggründe heraus, die dieser Insulaner seinen Landsleuten angab, weshalb er unter den Christen bliebe. Es scheint, als legte dieser Mißionar in seiner Erzählung dem neubekehrten Barbaren seine Gedanken in den Mund.

Die Jesuiten zu Manille faßten den Entschluß, Mißionaren in diese Insuln zu schicken. Das Schiff zu ihrer Abreise war völlig fertig, und wartete nur auf günstigen Wind, um unter Seegel zu gehn; als ein heftiger Orkan es aus dem Hafen loßriß, es zerstückte, und alles darauf befindliche, in den Abgrund versenkte. Dieß kränkte die Mißionaren sehr, sie ließen aber ihren Anschlag doch nicht fahren. Der Pater Serrano gieng mit einem seiner Gefährten nach Europa, des Willens, den Pabst und den König von Spanien zu bereden, sie bey ihrem Vorhaben zu unterstützen. Im Jenner 1705 begab sich Pater Serrano nach Rom und legte Clemens dem Eilften, eine Landkarte von den neuen Inseln, nebst ein Schreiben von Erzbischoff zu Manilla, diese Sache betreffend vor. Der Pabst billigte ihren Vorsatz, und stellte zwey Breve an die Könige von Frankreich und Spanien, und Briefe an den Erzbischoff von Mexiko und Manilla, wozu der Kardinal Paulucci noch eine besondere Instruktion hinzufügte, aus. Der Jesuit gieng im März nach Versailles, zeigte Breve und Landkarte Ludwig dem Vierzehnten, der ihm einen Brief an den König von Spanien, Philipp dem Fünften, seinem Enkel, mitgab. Dieser befahl ein Schiff auszurüsten, damit der Jesuiten

Vorhaben in das Werk gesetzt werden könnte.

Brief der Mißionaren, Th. 2.

Endlich seegelte den 14 November 1710 das Schiff, die heilige Dreyfaltigkeit genannt, ab. Es wurde vom Don Franzisko Padilla kommandirt, und führte sechs und neunzig Mann bey sich, worunter sich die Patres, Dubeton und Cortil, zwey Jesuiten, befanden, die diesen Insulanern das Evangelium predigen wollten. Nach einer vierzehntägigen Schiffarth entdeckten sie gegen Nordwesten Land. Man fand, daß es zwey Inseln waren, und nannten sie St. Andreasinseln, weil man sie an dem Tage entdeckte, an welchem die Kirche das Fest dieses Heiligen feyert.

Als man näher heran war, ward man ein Schiff gewahr, das die Spanier zu erreichen suchte. Es befanden sich viele Insulaner darinn, die immer riefen: Mapia, Mapia! d. i. ehrliche Kerls. Einer von den Palaos, der an den Philippinischen Inseln Schiffbruch gelitten hatte, und sich am Borde des Schiffs befand, sprach mit ihnen. Sogleich kamen die Insulaner an Bord, äußerten ihre Freundschaft gegen die Europäer durch vielerley Kennzeichen, küßten ihnen die Hände, drückten sie in ihre Arme. Diese Leute waren ziemlich wohlgestalt, und schienen von starker Leibesbe-

desbeschaffenheit. Sie waren insgesamt nackend; hatten aber ein Stück Binsenmatte vor ihren Schaamtheilen. Ihr Haar war beynahe kraus, und Bart hatten sie sehr wenig. Um sich vorm Regen zu schützen, hatten sie ein Mäntelchen von Palatenfaden gemacht, auf ihren Schultern und auf ihrem Kopfe, eine Art von Pinsenhut. Sie erstaunten, als sie die Matrosen Taback rauchen sahen. Aus Eisen schienen sie sich viel zu machen, sahen es mit gierigen Augen an, und verlangten es unaufhörlich. Einige Zeit darauf erschienen zwey Barken, jede führte acht Mann. Sobald sie dem Bord nahe kaman, fiengen sie an zu singen, und schlugen auf ihren Schenkeln den Takt dazu. Sie maaßen mit ihren Augen die Länge des Schiffs, und glaubten, es wäre aus einem Stücke Holz gemacht; einige zählten die am Bord befindliche Mannschaft. Sie überreichten ihnen Kokosnüsse, Fische und Kräuter. Ihre Inseln schienen voller Bäume zu seyn. Ihre Schiffe waren ganz gut gebaut, und manche darunter hatten Seegel, und die eine Seite war mit einem Gegenwichte versehen, so daß sie nicht umkippen konnte.

Der Hauptmann schickte eine Schaluppe mit einem Senkbley voran, um einen Ort zu suchen, wo man könnte Anker wer-

 fen.

fen. Wie sie noch eine Viertelmeile vom Ufer war, kamen zwey kleine Schiffe mit Insulanern auf sie los. Einer von den Insulaner nahm einen Säbel, den er erblickte, besah ihn sehr aufmerksam, warf sich in das Meer, und nahm ihn mit sich. Man konnte keinen Grund zum Ankerwerfen finden, er war felßig und überall zu tief. Bey seiner Zurückkunft schickte man noch einen andern Menschen hin, der Ankergrund suchen sollte; er hielt sich dicht an das Land, und fand, wie der erste, einen tiefen felßigten Grund; es war gar kein Ort da, wo man hätte Anker werfen können. Das Schiff hielt sich gegen den Strom in Seegel, der es mit Heftigkeit nach Südwesten hinriß; weil es ihm an Wind fehlte, ward es auf die offne See hin verschlagen. Jetzt stiegen die an Bord gewesene Insulaner wieder in ihre Schiffe, und kehrten um. Die zwey Mißionaren wollten einige von ihnen zum Dableiben bereden; es gelang ihnen aber nicht. Die Ströme rißen mit Ungestüm das Schiff, südwestwärts fort, ins das hohe Meer. Den vierten December befand sich das Schiff an der Mündung eines Kanals zwischen zwey Inseln. Der Hauptmann schickte nochmals die Schaluppe aus, um guten Ankergrund zu suchen; man fand aber gleichfalls tiefen, felßigten Grund; so daß es unmöglich war, hier Anker zu werfen. Den 5ten faßten

die Patres Dubeton und Kortil den Entschluß, an das Land zu gehen, und ein Kreutz aufzupflanzen. Man stellte ihnen vor, was für Gefahren sie sich aussetzten, was sie von den Insulanern zu besorgen hätten, deren Gemüthsart sie nicht kenneten und in was für einer Verlegenheit sie sich befinden würden, wenn die Ströme das Schiff dermaßen in das hohe Meer hinaustrieben, daß es nicht mehr an das Land, ihnen zur Hülfe, kommen könnte.

Diese Vorstellung funde keinen Glauben. Sie begaben sich mit dem Hochbootsmanne, dem Fähndrich der auszuschiffenden Truppen, dem Palaos, seiner Frau und seinen Kindern, in die Schaluppe. Nach ihrer Wegfahrt hielt sich das Schiff den ganzen Tag durch in Seegel, allein gegen Abend trieb der Strom das Schiff in das hohe Meer hinaus. Das Schiffsvolk wandte alle seine Kräfte an, wieder an das Land zu kommen, aber vergeblich.

Der Schiffshauptmann hielt Rath, was nun zu thun sey. Weiter seegeln, um die Insel Lamureck, die vornehmste unter den Palaos, zu entdecken, war der einhällige Ausspruch. Den eilften entdeckte man diese Insel. Gegen Abend näherten sich einige Schiffe den Spaniern. Die darauf befindlichen Insulaner sprangen in das Meer, und schwammen an Bord. Sie

 stahlen

stahlen alles weg, was ihnen in die Hände fiel. Als einer von ihnen eine eiserne Kette wahrnahm, die am Borde des Schiffs befestigt war, so zog er mit allen Leibeskräften daran, um sie loszureißen; ein andrer machte es mit dem Schiffsringe, wodurch die Seile gehen, eben so; ein dritter, der den Kopf in eins vor den Schießlöchern gesteckt hatte, sahe Fenstervorhänge, er ergriff sie mit beyden Händen, und zog mit allen Kräften daran, man ward es gewahr, lief auf ihn zu, damit er losließe; sogleich warf er sich in das Meer. Der Hauptmann, den die Haabsucht dieser Barbaren verdroß, ließ alle seine Leute ins Gewehr treten. Man jagte die am Bord waren fort; und winkte denen, die in ihren Kähnen geblieben waren, nicht näher zu kommen. Um fünf Uhr Abends seegelten sie an das Land, und schoßen auf das Spanische Schiff einen Pfeilregen ab. Nun ließ der Hauptmann sein Kleingewehr auf sie abfeuern. Ueber das Knallen der Flinten erschracken sie so sehr, daß sie sich alle ins Meer warfen, ihre Kähne im Stich ließen, und mit unglaublicher Geschwindigkeit nach dem Lande zuschwammen. Als sie merkten, daß das Feuern aufgehört, machten sie sich wieder in ihre Kähne und flohen mit vollem Rudern davon.

Die Südwestwinde waren frisch; die Ströme trieben schnell nach Norden. Die

Spanier

Spanier fuhren zwischen zweyen Inseln durch einen Kanal, der eine kleine Meile breit war. Sie kehrten um, und seegelten nach der Insel, wo sie die beyden Mißionaren gelassen. Den 18ten befanden sie sich in einer kleinen Entfernung von dieser Insel, und streiften bis zum 21sten an der Küsten herum, ohne irgend ein Schiff wahrzunehmen. Ein heftiger Wind entfernte sie vom Lande. Als sie sich ohne Schaluppe, und ohne frisch Wasser sahen, faßten sie den Entschluß, nach Manilla zurückzukehren, und die traurige Nachricht zu überbringen, daß sie sich vergeblich um die beyden Mißionaren bemüht gehabt hätten.

Man findet in eben dem Werke, Th. 2, einen Brief von Pater Dualde, dessen Auszug hier folget. Die beyden Mißionare, die mit dem Schiffe gegangen waren, das vom Könige von Spanien zur Entdeckung der Insel Palaos ausgerüstet worden war, hatten einen Palaos mit sich genommen. Er hieß Move, war zu Manilla getauft worden, und sollte ihnen zum Dolimetscher dienen. Als sie auf der Insel Sonsovoll an das Land stiegen, waren sie nur Willens, ein Kreutz dorhin zu pflanzen, und die Gemüthsart der Einwohner wahrzunehmen; dachten den folgenden Tag wieder an Bord zu seyn, und

auf die Entdeckung der übrigen Inseln auszugehen. Sie hatten weiter nichts mitgenommen, als ihre Bücher und Kirchengewänder; hatten keine weitern Gefährten als den Palaos und einige Spanier. Das Schiff, das die Ströme mit sich fortrissen, mußte sie in den Händen der Insulaner lassen.

Im folgenden Jahre gieng Pater Serrano zur See, um ihnen zum Beystand zu eilen. Er reisete den 15ten December nebst einem andern Jesuiten und einer gewißen Anzahl Jünglinge aus Manilla ab. Den dritten Tag ihrer Schiffarth scheiterte ihr Schiff in einem heftigen Ungewitter; alles kam um, bis auf zwey Indianer, die die Nachricht von diesen Schiffbruch nach Manilla brachten. Das war das viertemal, daß man vergeblich versucht hatte, nach den Inseln Palaos zu kommen. Jetzt ist fast alle Hofnung verloren, je dorthin zu gelangen, wenigstens nicht auf dem Wege nach den Philippinischen Inseln. Es ist weiter nichts mehr übrig als von der Seite der Marianischen Inseln, die den Palaos näher liegen, einen Versuch zu wagen.

Die beyden Mißionaren blieben in den Händen der Barbaren, ohne daß man weiß, wie sie sind empfangen worden. Ein Palaos, der 1711 am Himmelfarthstage

zu Guiram in der Insel Samol ausgeschifft wurde, erzählte, sein Landsmann, der sich zu Manilla taufen lassen, wäre ein Bösewicht, der Verbrechen begangen hätte, wofür die Menschheit sich schauerte; daß er durch sein sich taufen lassen, die Spanier hintergangen gehabt, und in seinem Lande ihr gröster Feind seyn wird. Ist dieser Bericht wahr, so kann man leicht denken, daß den Mißionaren ihr Eifer sehr schlecht sey belohnt worden.

Im sechzehnten Theile steht ein Brief des Paters Cazier über diese Materie, der nicht wenig interressant ist.

Ich schriebe ihnen gern, wie das Loos der beyden Mißionaren gefallen ist, die vor einigen Jahren nach dieser Insel gegangen waren; so viel Mühe man sich aber auch bisher gegeben, so hat man doch nie den Rückweg nach dieser Insel finden können. Ich befand mich zu Marseille, als der Pater Serrano ein Schiff ausrüsten ließ, um nach Palaos zu gehen. Ein günstiger Wind brachte ihn glücklich nach den Philippinischen Inseln hin. Die große Anzahl Inseln, die sich auf diesem Wege befinden, machen ihn sehr gefährlich. Das Schiff war kaum eingelaufen, als es bey der Insel Marinduque untergieng. Nichts war trauriger als dieser Schiffbruch, aus dem sich nur wenige Personen retteten. Ei-

nige hatten sich in die Schaluppe geworfen, waren so erschrocken, daß sie nicht die nothwendige Vorsicht beobachteten, und den Thau, womit sie am Schiffe befestigt waren, nicht zerhieben. Das Gewicht des Schiffes, als es zu Grunde gieng, zog sie alle nach sich. Ein einziger Indianer, der sich des Wackers *) bemächtiget, erreichte Land, nachdem er lange gegen die Fluthen gekämpft hatte. Er kehrte alsbald nach Manilla zurück, und von ihm hat man das alles umständlich erfahren. So scheiterte der Anschlag, den beyden Mißionaren zur Hülfe zu kommmen, diese Inseln zu entdecken, und dort die Christliche Religion einzuführen.

Nach meiner Ankunft zu China habe ich zu Canton, einen Kaufmann gesehen, der aus den Philippinischen Inseln kam, und mich versicherte, man zweifelte zu Manilla gar nicht mehr, daß nicht die beyden Väter der Wuth der Palaos wären aufgeopfert worden. Er erzählte mir, ein Spanisches Schiff wäre in den Gegenden von Palaos auf Entdeckungen ausgegangen, und als es sich einer von diesen Inseln genähert, wäre eine Barke mit Insulanern zum Vorschein gekommen, und um das Schiff herum gefahren. Man habe die

*) Eine Art von Spinde, worin der Kompaß steht.

die Insulaner durch Zeichen eingeladen, an Bord zu kommen; eher nicht, hätten sie zu verstehen gegeben, als bis sie einen Geissel hätten. Man hätte einen Spanier in die Schaluppe herabsteigen lassen, und sogleich wären einige Insulaner in das Schiff gestiegen. Die Spanier hätten sich ihrer bemächtigt und sie nicht wieder fortlassen wollen. Die in der Barke geblieben hätten sich angeschickt, diesen Treubruch an dem Spanischen Geißel zu rächen, und ruderten schon auf die Schaluppe los; allein man gab Feuer auf sie, und entfernte sie. Man sagt, im Rückfahren hätten sie immer auf den Pulverdampf losgeblasen, vermuthlich, weil ihnen der Gebrauch des Feuergewehrs unbekannt war. Man hätte die Gefangnen nach Manilla geführt, und sie durch Zeichen gefragt, was aus den beyden Mißionaren geworden wäre, die in einer von ihren Inseln geblieben wären. Sie hätten ihnen wiederum durch Zeichen zu verstehen gegeben, sie wären getödtet, und aufgefressen worden.

Es läßt sich schwer begreifen, wie die Spanier den Wilden eine Frage von der Art über ein einzelnes Faktum, von dem diese Leute vielleicht nicht die geringste Kenntniß hatten, durch Zeichen deutlich machen konnten. Ueberdieß, was auch zu Kantora die Einwohner der Inseln gesagt haben,

ben sollten, die mit den Palaos in Feindseligkeit leben, daß sie vom Menschenfleisch lebten; denn es ist doch ausgemacht, daß die südasiatischen Insulaner von sehr sanfter Gemüthsart, und nichts weniger denn Menschenfresser sind.

In den Briefen der Mißionaren, Th. 18 und 21, finden wir eine genauere vollständigere Nachricht von den Palaos. Den 19ten Juni 1721 ward man eine ausländische Barke gewahr, die sich von den Barken der Marianischen Inseln wenig unterscheidete, außer daß sie höher war. Ein spanischer Soldat, der sie von weiten mit vollen Seegeln daher schwimmen sahe, hielt sie für eine Fregatte. Sie landete zu Trasoso, eine wüste Küste der Insel Guaham westwärts. Es waren vier und zwanzig Personen darauf, eilf Männer, sieben Weiber und sechs Kinder. Einige Männer und einige Weiber setzten zitternd ihren Fuß ans Land, schlüpften unter die Kokosbäume, und sammelten sich Kokosnüße ein. Ein dicht daneben fischender Marianer ward sie gewahr, und gab dem Pater Muskati davon Nachricht. Dieser kam in Begleitung des Oberhaupts vom Flecken, Inaraham, und einigen Privatpersonen, in Kanoten, diesen Insulanern zur Hülfe, die nicht wußten in welchem Lande sie waren, und mit was für einer Nation sie zu thun hatten. Der Degen, den das Oberhaupt vom Flecken

cken trug, fiel den Insulanern sehr auf, und verursachte ihnen großes Schrecken, und die Weiber erhuben ein klägliches Geschrey. Umsonst bemühte man sich, ihnen zu verstehen zu geben, daß sie nichts zu besorgen hätten, es war aber nicht möglich ihnen Muth einzusprechen. Indeß sagte einer von ihnen, der dreister war, als die übrigen, zu seinen Gefährten zwey oder drey Worte, und sprang ans Land, gieng gerade auf den Pater Muskati los, und bot ihm einige Kleinigkeiten aus seinem Lande an. Sie bestanden aus Stücken Schildkrötenschaale, woraus diese Insulaner Armbänder machen, und eine Art gelben oder fleischfarbnen Teig, womit sie sich den Leib bemalen. Der Pater umarmte den Insulaner, und nahm sein Geschenk gütig auf. Diese Freundschaftsbezeugungen verdrängten die Besorgniße der Wilden; Zutrauen trat an die Stelle des Entsetzens. Die in der Barke geblieben waren, stiegen nunmehr mit ganz ruhiger Mine aus. Man stillte ihren Hunger. Der Mißionar ließ ihnen Kleider reichen, damit sie sich mit mehrerem Anstand konnten sehen lassen, und führte sie in den Flecken Inaraham, bis er vom Gouverneur, dem diese Neuigkeit war gemeldet worden, weitere Verhaltungsbefehle erhalten.

Die Einrichtung ihrer Barke war wirklich merkwürdig. Statt Seegel hatten sie

Palmblätter; Vorder- und Hintertheil war der Gestalt nach sich gleich, und endete sich mit einer erhabnen Spitze, die wie ein Delphinschwanz gestaltet war. Zur Bequemlichkeit der Paßagiere hatte sie vier kleine Zimmer; eins im Vordertheil, das andre im Hintertheil; die beyden andern zur Seiten des Mastes, wo das Segel befestiget war; sie machten aber einen Vorsprung aus der Barke, und formirten gleichsam zwey Flügel. Diese Zimmer hatten ein Dach von Palmblättern, das mit einer Kutschdecke viel Gleichheit hatte. Im Boden der Barke waren verschiedne Abtheilungen, wo die Ladung und der Proviant verwahrt wurde. Und das ganze Gebäude hatte (das wirklich zum Erstaunen!) keinen Nagel; gleichwohl waren die Bretter mit einer Art Strick so dicht zusammen gefügt, daß kein Wasser hinein konnte.

Zwey Tage darauf landeten zu Guaham, an der östlichen Spitze, zwey fremde Barken. Sie führten nur vier Männer, ein Weib, und ein Kind. Man brachte sie nach Utamag, um sie den andern vorzustellen, und zu sehen, ob sie von gleicher Nation wären. So bald sie sich sahen, gaben sie wechselseitig die grösten Kennzeichen der Freude und Freundschaft zu erkennen. Man erfuhr hernach, daß diese beyden

den Barken zu einem Schiffsgeschwader gehörten, das in See gegangen war, um von Insel zu Insel zu schiffen; daß der Ostwind sie aus einander gejagt, daß sie zwanzig Tage ein Spiel der Winde gewesen, und stets den Schiffbruch vor Augen gehabt; auch vom Hunger und Durst sehr viel ausstehen müssen; und daß sie ganz außerordentliche Kräfte angewandt hätten, um dem Ungestüm der Ströme zu entgehen.

Ihre Kleidung bestand aus einer Art von Gewebe, womit sie die Lenden einhüllten, und das sie durch die Beine zogen. Ihre Oberhäupter hatten eine Art Röck an, der an den Seiten aufgeschlitzt war, und ihnen bis auf die Knie herunter fiel.

Die Angesehenen hatten den Leib bemahlt, die Ohren durchbort, und hiengen Blumen, Kräuter, die Saamenkörner von der Kokosnuß und Glas in die Löcher, wenn sie welches erwischen konnten.

Die Männer sind ziemlich lang, wohlgebaut, von schicklicher Dicke. Die meisten haben ein krauses Haar, eine große Nase, große und ziemlich lebhafte Augen, einen dicken Bart, und sind meistens sehr braun von Farbe.

Den 28sten Juni, in eben dem Jahre, führte man sie nach der Stadt Agadna, der

Haupt-

Hauptstadt der Marianischen Inseln. Da die Strapatzen sie ganz abgemattet hatten, so suchte man ihnen erst Kräfte wieder zu verschaffen, und ließ sichs hernach äußerst angelegen seyn, ihnen Begriffe von der christlichen Religion beyzubringen.

Religion. Man machte die Bemerkung, daß diese Insulaner fast gar keinen Begriff von Gott hatten, fast gänzlich von all den Kenntnißen entblößt waren, die der Mensch zu haben pflegt. Gleichwohl hatten sie eine Kenntniß von guten und bösen Geistern, dachten sich selbige als himmlische Wesen, die von uns Erdenbewohnern ganz verschieden sind. Die ältesten dieser himmlischen Geister sind Sabukur, und sein Weib, Halmael. Ihr Sohn war Klinlep, d. h. der große Geist, und ihre Tochter Ligobund. Da diese Dirne sich mitten in der Luft schwanger befand, stieg sie auf die Erde herab, allwo sie drey Kinder gebar. Voll Erstaunen, daß sie die Erde dürre und unfruchtbar fand, rief sie mit ihrer Allmachtsstimme, und siehe! die Erde ward mit Kräutern und Bluhmen und Fruchtbäumen bedeckt; und mit vernünftigen Menschen. Zu der Zeit kannte man den Tod nicht; was man Tod hieß, war weiter nichts als ein kurzer Schlaf. Am letzten Tage des abnehmenden Mondes verließ die Menschen das Leben; und wenn er am Him-

Himmelsbogen sich wieder sehen ließ, standen sie wieder auf von den Todten, als wenn sie von einem süßen Schlummer erwachten; allein ein böser Geist, **Erigiregers** schuf einen Tod, in dessen Armen man ewig ruhte; so daß, wer einmal gestorben, auf immer todt bliebe.

Diese Barbaren sagen, die Götter badeten sich in einem kleinen Teiche, der sich in einer von ihren Inseln befindet; sie sehen ihn für ein geheiligtes Bad an, und wagen sich nicht nahe hinzu, um nicht den Unwillen der Götter auf ihr Haupt zu laden. Sie glauben, daß Sonne, Mond und Sterne von einer zahllosen Menge himmlischer Völkerschaften bewohnt werden. Gleichwohl verehren sie diese Gottheiten nicht, und man nimmt keinen Tempel bey ihnen wahr.

Die Leichen pflegen sie in das Meer zu werfen, so weit sie nur immer können. Gleichwohl erhalten die Angesehenen eine Art von pomphaften Leichenbegängniß; man schließt den todten Leichnam in ein kleines steinernes Gebäude, und setzt verschiedne Speisen neben ihm.

Sie glauben einen Ort, wo der Rechtschafne belohnt, der Böswicht bestraft wird. Sie behaupten, daß die Seelen, die in den Himmel kommen, den vierten Tag schon wieder auf der Erde seyn, und um ihre An-

gehörigen herumschweben. Sie haben eine Art Priester bey sich, die einen Umgang mit diesen Seelen haben. Sie sind es, die da verkündigen, ob der Verstorbne in den Himmel, oder in die Hölle gefahren ist. Die ersten werden als wohlthätige Geister verehrt, und man nennt sie Tahutup, das heißt, Schutzpatron; jede Familie hat ihren Schutzpatron, und ruft ihn zur Zeit der Noth an.

Heyrathen. Die Vielweiberey ist bey ihnen erlaubt. Hat irgend jemand mit jemandes Eheweib gepflogen, so kömmt er mit einem Geschenke an den Mann loß. Verstoßung und Ehescheidung sind hier gar nichts seltenes. Stirbt ein Mann ohne Erben, so gehen seine Weiber zum Bruder des Verstorbenen.

Regierungsform. Sie haben eine Art von Regierungsform. Die oberherrschaftliche Gewalt ist unter vielen Familien vertheilt, deren Oberhäupter, Tamoles, heißen; zudem giebt es noch in jeder Insel einen Obertamole, dem die übrigen alle unterworfen sind. Die Tamoles lassen ihren Bart wachsen, um ein ehrwürdigers Ansehen zu bekommen. Sie befehlen gebieterisch, sprechen wenig, und haben eine gravitätische, ernste Mine. Wenn ein Tamole Audienz giebt, sitzt er auf einem hohen Tisch; die Völker neigen sich vor ihm bis auf die Erde. So bald

sie

sie ihn erblicken, gehen sie mit ganz gekrümmten Leibe, den Kopf fast zwischen den Knien, bis sie dicht an ihm sind: alsdann setzen sie sich auf die Erde, und empfangen seine Befehle mit der größten Ehrerbietung. Wenn sie beurlaubt worden, gehen sie mit eben so gekrümmten Körper fort, als sie herein gekommen sind, und richten sich nicht eher auf, als bis sie ganz außer seiner Gegenwart seyn. Jedes Wort von ihm ist Orakelspruch; man gehorcht ihm mit blinder Unterwürfigkeit; küßt ihm Hände und Füße, wenn man eine Gnade von ihm verlangt.

Die gewöhnlichen Häuser sind nur sehr kleine niedrige Hütten, mit Palmblättern bedeckt. Die Häuser der Tamolen sind von Holz gebaut, und mit Malereyen verziert.

Die Verbrecher werden weder mit Gefängniß bestraft, noch mit Leibesstrafen belegt, man begnügt sich, sie in eine andre Insel zu verbannen. Verbrechen und Strafen.

In jedem neuangebauten Wohnorte giebt es zwey Erziehungshäuser, eins für die Mädchen, das andre für die Knaben. Alles, was hier gelernt wird, schränkt sich auf schwankende Grundsätze der Sternkunde ein, worauf sich die meisten Männer und Weiber, weil sie zur Schiffarth von großem Nutzen ist, befleißigen. Der

Lehrer hat eine Art von Kugel, worauf die vornehmsten Sterne gezeichnet sind; er lehrt seine Schüler den Kompaßstrich, den sie nach den verschiednen Fahrten halten müssen.

Die Hauptbeschäftigung der Männer ist, die Barken zu führen, zu fischen, und das Land zu bebauen. Die Beschäftigung der Weiber, die Kühe zu besorgen, ihren Männern bey ihrer Feldarbeit zur Hand zu gehen, und aus Baumrinden Leinewand zu bereiten. Sie haben steinerne Holzaxten. Findet sich von ungefähr ein altes Stück Eisen in einer Insel, so ist dies ein Schatz, der den Tamoles von Rechtswegen zugehört, die daraus Handwerkszeug machen lassen, und es dem gemeinen Mann borgen.

Tänze und Gesänge.

Mit Sonnenuntergang nehmen sie ihr Abendbrod, und mit Sonnenaufgang stehen sie auf. Die Tamoles werden durch Musik und Gesang junger Leute in den Schlaf gewiegt, die um ihr Haus truppweise stehen; und so lange fortmusiziren und singen, bis man ihnen zuruft: Genug! Manchmal versammlen sie sich bey mondheller Nacht vorm Hause des Tamolen, und singen und tanzen da. Da sie keine musikalische Instrumente haben, so geschehen alle ihre Tänze beym Klange ihrer Stimme. Die Schönheit dieser Tänze besteht

steht in der genausten Gleichförmigkeit ihrer Leibesbewegungen. Die Männer, von den Weibern abgesondert, stellen sich einander gerade über, und drehen Kopf und Arm, Hand und Fuß nach dem Takt. Der Schmuck, womit sie sich dazu behängen, giebt, nach ihrer Meynung, dem Tanze eine gewisse Anmuth. Ihr Kopf sitzt voller Federn oder Blumen; an ihren Nasenlöchern hängen aromatische Kräuter; an ihren Ohren befestigen sie künstlich genug in einander geflochtne Palmblätter; an den Aermen, Händen und Füßen haben sie andre Zierrathen, die lächerlich genung sind.

Die Weiber, ihrer Seits, machen sich eine Lust, die ihrem Geschlechte weit anpassender ist. Setzen sich, gaffen einander an, und beginnen einen leidenschaftlichen und schmachtenden Gesang; durch ihre Bewegungen geben sie den Takt dazu an. Am Ende des Tanzes, hält der Tamole, wenn er den Freygebigen spielen will, ein Stück Leinewand in die Luft, das er den Tänzern zeigt, und das demjenigen zugehört, der es am ersten weghascht. Während des Tanzens halten sie Spiele, worin sie ihre Stärke oder ihre Behendigkeit zeigen; schleudern Lanzen, werfen Steine, schlagen Ball. Jede Jahreszeit hat bey ihnen ihre besondre Lustbarkeiten. Die gestrandeten Insulaner sagten, der Wallfischfang sey eine von ihren

Lieblingslustbarkeiten gewesen. Viele von ihren Inseln, die bogenförmig liegen, formiren eine Art Hafen, wo das Meer stets ruhig ist. Sobald ein Wallfisch in diesem Meerbusen erscheint, werfen sich die Insulaner sogleich in ihre Kanote, versperren die Meerseite, setzen das Thier in Schreck, fahren immer nach und nach ihm näher, und jagen es vor sich her. Sobald es auf seichtem Grund ist, springen die Kühnsten ins Meer, werfen ihre Lanzen auf den Fisch, und bewinden ihn mit großen Thauen, deren Enden am Ufer befestigt sind. Stoßen darauf ein großes Freudengeschrey aus, ziehen das Thier ans Land, und der Fang endet sich mit einem großen Gastmahle.

Privatstreitigkeiten unter diesen Insulanern werden gemeiniglich durch Geschenke beygelegt; allein die öffentlichen, oder Grenzstreitigkeiten, so unter den Bewohnern grosser Flecken entstehen, enden sich durch einen öffentlichen Krieg.

Kriege der Palaos.

Ihre Waffen sind Steine und Lanzen, die mit Fischknochen versehen sind. Ihre Art zu kriegen, hat mit den Zweykämpfen Aehnlichkeit; ein jeglicher Soldat hat nur mit dem zu thun, der auf ihn losgeht. Wenn zwey feindliche Völkerschaften beschlossen haben, es zu einer entscheidenden Schlacht kommen zu lassen, so versammlen sie sich in einem ebnen Felde, und jede Parthie

formirt

formirt ein Bataillon von drey Mann hoch. Im ersten Gliede stehen die jungen Leute, die Erwachsenen im zweyten, und die noch ältern im letzten. Das erste Glied fängt den Streit an, schlägt sich Mann vor Mann herum, wirft mit Steinen und Lanzen. Wenn einer verwundet, zum Streit untüchtig gemacht wird, gleich ersetzt ihn ein Soldat aus dem zweyten Gliede, und diesen einer aus dem dritten. Der Krieg endet sich mit einem Triumphgeschrey von Seiten des Ueberwinders.

Viel Mestizen, Mulatten und Schwarze giebt es auf diesen Inseln; die Palaos bedienen sich ihrer als Knechte. Es scheint, daß die Mohren von Neuguinea hergekommen sind, wohin die Palaos von der Südseite haben hinfahren können. Daß diese Inseln, so wie viele andre, durch den Schiffbruch sind bevölkert worden, ist unleugbar.

Zweytes Kapitel.

Polynesien.

Mit der Beschreibung der gegen Norden belegenen Inseln wollen wir den Anfang machen, und sodann von Aufgang gegen Niedergang, nach Mittag zu, gehen.

Erster Artikel.

Die Garteninseln, Königsinseln, und die Inseln der Bärtigen.

Die Garteninseln liegen im neunten Grad, dreyßig Minuten nördlicher Breite, und im hundert sieben und siebenzigsten der Länge. Ihrer sind an der Zahl vier, ganz mit Palmbäumen bedeckt. Juan Goetan, und Bernard della Torr, die 1542 auf der Polynesia waren, sahen sie, und gaben ihnen, wegen ihrer Grüne, den Namen, Gärten.

Die heiligen Königsinseln liegen im eilften Grad nördlicher Breite, und im hundert und neun und achtzigsten der Länge. Alvoar von Saavedra sahe sie 1527, am heiligen drey Königstage, daher er ihnen den Namen beylegte. Die Einwohner sind lang, vierschrötig; ihre Haut ist schwarz, und ihr Gesicht sehr bärtig. Sie tragen große Hüte, haben Lanzen von indianischem Rohr, verfertigen sich hübsche Kähne, und niedliche Matten. Bis auf die Geburtstheile sind sie nackend.

Auf eben diesem Archipelagus liegen die Inseln der Bärtigen, an der Zahl fünfe. Die größte ist etwa vier Meilen lang, und die übrigen nur eine. Die Einwohner sind schwarz und bärtig, und gehen alle nackend.

Sie

Sie haben Pyrogen mit Masten und türkischen Seegeln, von Palmstabblättern gemacht. Fünf von diesen Wilden näherten sich dem Schiffe des Saavedra mit einem drohenden Geschrey. Einer von ihnen warf einen Stein mit solcher Gewalt gegen das Schiff, daß er eine Planke von den Seitenwänden zerschmiß. Man feuerte eine Flinte auf sie los, und sie flohen davon.

Im zwölften Grad mitternächtlicher Breite, und im zweyhundert und zweyten der Länge; warf eben dieses Schiff Anker an Inseln, die niedrig lagen. Leute, die hier Wasser schöpften, gaben ihnen mit einer Flagge ein Zeichen. Sieben Pyrogen umgaben den Vordertheil des Schiffs, und zwanzig Insulaner stiegen an Bord. Man gab ihnen einen Mantel, einen Kamm, bewirthete sie, und bat sich durch Zeichen ihre Freundschaft aus. Ein Spanier wagte sich mit ihnen ans Land. Die Oberhäupter des Volks empfiengen ihn beym Aussteigen. Führten ihn in ihre Häuser, die er in gutem bewohbaren Stande, und mit Palmenblättern gedeckt fand. Dieß Volk ist weiß, und bemalt sich Leib und Aerme. Die Weiber haben eine ganz artige Figur, langes schwarzes Haar, und sind mit ziemlich feinen Binsenmatten bedeckt. Die Waffen der Männer bestehen aus angebrannten Stöcken. Die gewöhnliche Nah-

 rung

rung dieser Insulaner, sind Fische und Kokosnüsse.

Als einer von ihnen eine Flinte erblickte, wollte er wissen, was das sey; man machte es ihm begreiflich; er verlangte, man solle sie losschießen; wie der Schuß geschah, fiel auch der ganze Haufen vor Schrecken mit zu Boden, und rannte hernach zitternd in ein Palmengebüsch. Ihre Oberhäupter blieben da, so erschrocken sie auch waren. Die Krankheit des Admirals nöthigte die Spanier, sich eine Zeit lang in diesen Inseln aufzuhalten. Die Insulaner beschenkten sie mit zweytausend Stück Kokosnüsse, und halfen dem Schiffsvolke die Tonnen mit frischen Wasser füllen. Sie thaten überhaupt alles, was man ihnen hieß; ein sichrer Beweis ihres sanften Charakters.

Zweyter Artikel.

Die Insel Taumako oder Taumago.

Geschichte der Schiffarth nach d. Südländern durch den Herrn Präsidenten von Broße Th. 19. S. 321.

Diese Insel liegt gegen den dritten Grad der Breite, und den zweyhundert und ersten der Länge. Fernand Quiros, der sich 1606 dort befand, sagt, daß sich unfern davon zwey Inseln befänden, die sehr klein, demohngeachtet aber bewohnt sind. Das, was wir von der großen Insel sagen werden, haben wir aus den Aufsätzen, die Fernand von Quiros dem

Spanischen Hof vorlegte, und aus seiner Reisebeschreibung nach Polynesien und Südasien im Jahr 1606, gezogen. Er sagt, daß seine Leute den achten Aprill dieses Jahres eine Insel gewahr wurden; daß man Barken dahin gesandt habe; daß diejenigen, die sich auf diesen Barken befunden, den Schiffen des Geschwaders süßes Wasser zurückgebracht hätten; um dieß zu bekommen, hätten sie zwischen zwey kleinen Inseln durchfahren müssen, wo sie zwischen den Bäumen viele Hütten erblickt hätten. Der Befehlshaber des Geschwaders sandte ungefehr sechzig Mann nach der großen Insel, um mit deren Bewohnern Unterhandlungen einzugehen. Sie wären noch nicht weit gefahren, als sie ein Inselchen entdeckten, das wie ein kleiner Hügel von Bruchsteinen gestaltet war, und von Menschenhänden gemacht schien. Es befanden sich sechzig Hütten darauf, mit Palmblättern bedeckt, und inwendig mit Binsenmatten ausgeschlagen.

Die Spanier erfuhren hernach, daß dieß eine Festung sey, worin sich die Insulaner werfen, sobald sie von ihren Nachbarn angegriffen werden, die sie öfters auch selbst angreifen.

Die Leute von Quiros traten an das Land, und giengen auf diesen Ort zu, als sie dicht an der Küste einige Pyrogen voller

India-

Indianer gewahr wurden; so setzten sie sich plötzlich in Vertheidigungsstand. Allein die Indianer winkten ihnen zu, friedlich zu seyn; sie giengen in das Wasser bis an den Gurt, um schneller an das Land zu kommen, eilten auf die Spanier los, grüßten sie mit freudigen Gebärden, giengen voran nach ihren Wohnungen, und gaben pantominisch zu verstehen, daß sie ihre Wegweiser seyn wollten. An ihrer Spitze hatten sie einen Hauptmann, der statt des Bogens einen Stock führte.

Ihr ansehnlicher Wuchs und ihre Anzahl machte die Spanier furchtsam; sie winkten um Verstärkung, und sobald sie ihre Anzahl groß genug sahen, giengen sie auf die Wohnstädte los; hielten sich aber in Schlachtordnung, und blickten allenthalben herum, ob nicht irgendwo Hinterhalt läge. Ihre Vorsicht machte die Indianer mistrauisch, sie zogen sich zurück. Die Spanier setzten ihren Weg nach ihren Wohnungen fort, und als sie dort niemand fanden, kehrten sie wieder nach dem Ufer um, und steckten zum Zeichen des Friedens eine weiße Leinewand auf. Die Insulaner kamen mit einer vergnügten Mine wieder zurück. An ihrer Spitze befand sich ihr Oberhaupt, Tamay, genannt; er hatte einen Palmenzweig in der Hand, den er dem jetzigen Befehlshaber der Spanier,

dem Paz de Torres, überreichte; und ihn umarmte. Seine Gefährten thaten ein gleiches. Zwey Greise, die dazu gekommen waren, legten ihre Waffen auf die Erde, und grüßten die Spanier mit einem unterthänigen Bezeigen. Waren die Indianer über den Anblick der Spanischen Waffen und Kleider in Verwunderung gesetzt, so waren die Spanier es nicht weniger über den Anblick so schöngewachsener, baumstarker und flinker Männer, wie die Indianer waren.

Das Oberhaupt der Indianer schickte alle seine Leute weg, bis auf zwey. Die Spanier beschlossen, hier auszuruhen. Sie stellten zwey Wachen aus, die eine an dem Strand, die andre bey den Hütten, und die übrigen Soldaten verbreiteten sich im Walde, wo sie Früchte pflückten. Das Oberhaupt der Indianer ließ Lebensmittel herbeyschaffen, und begab sich selbst an Bord, um den Anführer des Schiffsgeschwaders zu sehen. Der erste war ein langer, starker, festknochiger Mann, hatte eine Habichtsnase, feurige Augen, krausen Bart, und krauses Haar; sah olivenfarbigt aus; schien Verstand, ja sogar Verschmitztheit zu haben. Der Befehlshaber des Geschwaders nahm ihn sehr freundschaftlich auf, und führte ihn in seinem Schiffe herum. Aus seinen Gebärden

den und Erstaunen nahm man ab, daß er nie ein dergleichen Ding gesehen hatte. Der Befehlshaber unterredete sich pantomimisch mit diesem Indianer, frug ihn, ob es um seiner Insel herum viele andre bewohnte Inseln gäbe, und wo sie lägen. Viele, antwortete er, und sogar eine große Strecke Landes, Manikolo, genannt. Mit seinen Fingern malte er auf dem Sande große oder kleine Kreise, je nachdem die Insel, wovon er sprach, groß oder klein war. Um zu bezeichnen, daß ein Land, dessen er gedachte, sehr groß war, streckte er den Arm aus. Er wieß mit seinem Finger nach Norden, Süden, Westen oder Ost, nach welcher Himmelsgegend nun das Land lag, wovon er sprach. Er gab zu verstehen, daß das nach Süden zu belegne Land, unter seiner Botmäßigkeit stand.

Vermuthlich rechnen diese Völker nach Nächten; denn um die Entfernung eines Orts von dem andern zu bezeichnen, legte er den Kopf auf die Schulter, als wenn er so oft schlafen wollte, als es Tagreisen bis zu dem Orte hingab. Durch verschiedne Zeichen gab er uns zu verstehen, welche Völker weiß oder schwarz, welche seine Feinde oder Bundesgenoßne waren. Waren sie Menschenfresser, so biß er sich in den Arm, das auch soviel hieß, er wäre ihnen nicht gut. Man ließ ihn diese Gebärden

so

so lange wiederholen, biß er ganz matt wurde, und Urlaub verlangte.

Wie die Spanier sich mit Vorrath versehen hatten, dachten sie auf ihre Abreise. Da sie einiger dieser Gegenden und Sprache kundigen Insulaner benöthigt zu seyn glaubten, faßten sie den Entschluß ihrer viere bey ihrer Abreise mitzunehmen. Ihr Anführer war hierüber so betrübt, daß er sich mit seinen Söhnen auf das Schiff begab, um sie zurückzufordern; konnte sie aber nicht loswirken. Als diese Unglücklichen ihn sahen, stießen sie ein klägliches Geschrey aus. Da ihr Anführer sie wieder haben wollte, um welchen Preiß es auch wäre, so gab er seinen Pyrogen ein Zeichen, unsre Schiffe anzugreifen; allein ein blinder Kanonenschuß erschreckte diese Insulaner dermaßen, daß sie alle mit der größten Schnelligkeit die Flucht ergriffen. Den Tag darauf sprang der eine von den Weggenommenen in das Meer, einige Zeit darauf der andere, dem der dritte nachfolgte. Der vierte blieb, denn er war ihr Sklave, und befand sich bey den Spaniern besser behandelt als bey seinem ersten Herren. Man taufte ihn, und nannte ihn Peter.

In den verschiednen Unterredungen, die dieser Insulaner mit den Spaniern hatte, sagte er zu ihnen, er wäre aus der Insel Die Insel Chikayna.

Chikayna

Chikayna bürtig; sie wäre viel größer als Taumako, und von selbiger nur vier Tagreisen zu Wasser abgelegen. Er versicherte ihnen, ihr Boden sey sehr fruchtbar, trüge alle Arten von Früchten auf das reichlichste. Unter den Einwohnern gäbe es Schwarze mit langen und gekrauselten Haaren; und Weiße mit rothen und krausen Haaren. Auch wären dort sogar Leute von Riesengestalt. Das Ufer läge voll Muscheln, worunter sich auch Perlen von verschiedner Größe befinden; man könnte sie mit den Händen herauslangen, denn das Wasser wäre gar nicht tief. Man behielte nur die Perlen, die ein wenig groß wären, und die kleinen würfe man wieder weg. Man äße Austern, die Kanoses heißen, und von einer Schnecke, die Totole genannt wird, verfertigte man Teller und Löffel. Dieser Insulaner erzähte auch den Spaniern von einer andern Schnecke Toquila genannt, die sehr schöne Perlen erzeugt.

Perlen. Der Verfasser sagt, er habe dieß alles mit dem Tone der Wahrheit gesprochen, und er zweifle, nach diesem Berichte, gar nicht, daß nicht ein sehr vortheilhafter Perlenhandel in diesen Gegenden zu machen wäre. Dieser Insulaner erzählte noch weiter, man könnte von Chikayna in zwey Tagen nach Guantago kommen, wo die Männer so weiß sind, wie die Europäer, und die Wei-

ber von der größten Schönheit. Er beschrieb hierauf viele andre Inseln, worin sich eben nichts merkwürdiges befindet; erzählte, in seinem Lande erschiene der böse Geist, den er Terva nennte, den Leuten des Nachts, unterhielte sich zuweilen mit ihnen, und wäre nur am Tage unsichtbar. Er war stark Willens wieder in seine Insel zurück zu kehren, um seine Landsleute zu bekehren; starb aber zu Mexiko.

Dritter Artikel.

Die Salamonsinseln.

Die Anzahl dieser Inseln ist beträchtlich genug; man rechnet ihrer achtzehn, die übrigen sind zu klein und zu unbekannt, in Betracht zu kommen. Sie liegen zwischen dem siebenten und zwölften Grad südlicher Breite, und den zweyhundert und zehnten der Länge. Man behauptet, einige von ihnen betrügen im Umfange an die dreyhundert Meilen. Die Beschaffenheit der dortigen Luft ist überhaupt gut, die Luft selbst heiter; Lebensmittel giebt es daselbst im Ueberfluß, und so auch Vieh. Die Einwohner sind ein Gemisch von Schwarzen, Weißen, Rothen, ja sogar Blonden.

Im Jahre 1567 sandte der Gouverneur von Peru den Don Alvarez de Mendoza, und Don Alvarez de Mindana aus, Indianis. Erdbeschr. vom Herreras.

das stille Meer zu beschiffen. Diese beyden Männer entdeckten diesen Archipelagus, und gaben den Inseln, woraus sie bestehen, den Namen, Salomonsinseln, überzeugt, daß sie voll Goldbergwerke, und das Orphir sind, woraus König Salomo seine Reichthümer schöpfte.

Schweine, Hüner und kleine Hunde giebt es in dieser Gegend sehr häufig. Man trift hier Gewürznelken an, Ingwer und Zimmt; leztrer aber scheint nicht von der besten Sorte zu seyn. Auch giebt es hier viel Mandeln, Pataten, Zuckerröhre, u. s. w. Diese Reisebeschreiber versichern, daß es hier viel andre gute Nahrungsmittel giebt, und Gold in Menge.

Als Alvarez von Mindana wieder in Peru angekommen war, schickte er einen Aufsatz an den Spanischen Hof, worin er ihm darthat, wie wichtig es sey, in diese Inseln eine Kolonie hinzuschicken. Der König von Spanien ließ sich seinen Anschlag gefallen, und gab dem Don Garcias von Mendoces, Marques von Canienten, Vicekönig von Peru, Befehl, die Gallione St. Hyeronimus samt drey andern Schiffen ausrüsten und reichlich verproviantiren zu lassen; dem Don Alvarez von Mindana das Kommando übertragen, und alles einzuschiffen, was in Peru zu Kolonisten, von Weibern und Männern tauglich

lich sey. Der Anschlag war an und vor sich selbst recht gut, nur eilte man zu sehr mit Hinsendung der Kolonie. Man hätte sich vorher von der Lage der Inseln, die man nur auf der ersten Fahrt gesehen hatte, unterrichten, und die ganze Sache besser überlegen sollen. Dieß unvorsichtige Eilen war Ursach, daß man bey ihrem Aufsuchen viel Zeit zubrachte, und daß das Schiffvolk so elend ward, daß es unmöglich war, eine Kolonie damit zu errichten. Es befand sich auf den Schiffen eine sehr zahlreiche Menge Menschen, von Männern, Weibern und Soldaten; sogar zwey Frauen von vornehmen Stande befanden sich darunter; Donna Isabella Baretto, und Donna Beatrix; die erste war die Gemahlin des Befehlshabers der Truppen, und die andre Gemahlin des Admirals.

Im Jahre 1595 lief die Flotte aus, und kam in selbigem Jahre an den Salomonischen Inseln an. Nach dieser Reisebeschreibung wollen wir die Salomonischen Inseln beschreiben.

§. 1.

Die Insel Isabelle.

Die Reisebeschreibung des Mendoza führt die Insel Isabella als die merkwürdigste unter den Salomonischen an; gleichwohl findet man von ihr keine Beschreibung.

Man setzt sie zwischen den achten und neunten Grad mittägiger Breite. Gegen Nordosten hat sie einen Hafen, Estrella genannt, worin die Spanier bey ihrer ersten Reise zubrachten, um eine Pinaße zu erbauen, womit sie diese Gegenden durchstrichen, und zwischen den neunten und zehnten Grad mittägiger Breite, eilf Inseln entdeckten, deren jede ungefehr acht Meilen im Umfange betragen konnte.

Auf der zweyten Reise kehrten sie wieder nach selbiger zurück, und gaben ihr den Namen Isabella, den, wie wir wissen, die Frau des Befehlshabers der Truppen, Donna Alvarez de Mendoza, führte.

§. 2.

Guadalkanal.

Auf der ersten Reise, die die Spanier nach den Salomonischen Inseln thaten, erbauten sie, wie eben gedacht worden, eine Pinasse, womit sie diese Gegenden durchstrichen. Unter andern Entdeckungen, die sie machten, war auch ein großes Land, das von demjenigen, der es zuerst entdeckte, Guadalkanal genannt wurde. (Der Name eines Spanischen Städtgens) Sie hatten ungefehr hundert und funfzig Meilen dem Ufer endlängst geschifft, befanden sich bis unter dem achtzehnten Grad, und fanden noch nicht das Ende der Küste,

konnten

konnten sogar nicht einmal erkennen, ob es eine Insel war, oder ob es zum festen Lande gehörte. Sie waren überzeugt, daß es an Magellanien stoßen könnte.

Sie stiegen ab, und bemächtigten sich einer indianischen Stadt, worin sie in den Häusern Goldkörner zur Ausschmückung aufgehängt fanden. Die Landessprache verstanden sie nicht; die Einwohner fanden sie sehr muthig. Sie schlagen sich unaufhörlich mit den Spaniern, so daß diese noch nicht haben erfahren können, wie sie zu dem Golde gekommen sind.

Diese Völker erbauen große Kanote, die Raum vor hundert Mann haben. Auf diesen bekriegen sie einander, denen Europäischen Schiffen aber können sie nicht widerstehen. Eine einzige Pinasse mit zwey Falkonnets würde eine ganze Flotte von dergleichen Kanoten schlagen.

Wenn man auf dem Lande ist, muß man sich vor diesen Völkern in Acht nehmen. Vierzehn Spanier, die ganz sicher das Land durchstreichen, um süß Wasser zu holen, wurden durch ein Trupp Indianer überfallen, die sie insgesamt umbrachten, und ihnen ihre Schaluppe nahmen. Um sich zu rächen, stiegen die Spanier in großer Menge an das Land, und brannten ihre Stadt an. Damals fanden sie eben die Goldkörner, deren oben

 gedacht

gedacht worden. Da die Spanier sich nicht weiter Südwärts hinaus wagen durften, kehrten sie nach einer vierzehn monatlichen Reise nach Peru zurück.

§. 3.
Die Inseln St. Peter und St. Magdalena.

Sie liegen niedrig, haben schön Holz und ungefehr vier Meilen im Umfange. Da die Spanier hier nicht gelandet haben, so haben sie nicht wahrnehmen können, ob sie bevölkert waren, oder nicht.

§. 4.
Domingo.

Diese Insel kann dreyzehn Meilen im Umkreise betragen. Ihre Lage ist sehr anmuthig. Sie ist voll schöner Bäume, und mit guten Buchten versehen. Sie ist von einer andern Insel, Christineninsel genannt, nur durch einen klaren, tiefen und nur eine Meile breiten Kanal, abgesondert.

Als die Spanier bey Domingo Anker zu werfen suchten, sahen sie viele Pyrogen voll schwarzer Indianer auf sich zugefahren kommen. Unter ihnen befand sich ein ganz wohlgestalter Greiß, der einen grünen, weiß umwundenen Zweig trug. Sie schrien

aus

aus allen Kräften den Spaniern zu, damit sie näher kommen möchten, winkten und zeigten immer auf die Erde. Man schickte eine Schaluppe aus, Ankergrund zu suchen, allein die Wogen verhinderten sie anzulanden. Der Steuermann der Schaluppe sahe eine Menge Leute auf der Küste, versicherte, daß einer von den Insulanern in seine Schaluppe getreten wäre, ein großes Seekalb ohne Mühe bey den Ohren emporgehoben habe. Drey von ihnen stiegen auf die Hauptgalee; sie waren noch nicht lange darauf, so ergriff einer von ihnen eine kleine Hündinn, stieß einen Schrey aus, worauf sie sich alle drey in das Wasser warfen, und nach ihrer Pyroge zu schwammen.

§. 5.

Die Christineninsel.

Als die Spanier sahen, daß sie zu Domingo nicht landen konnten, beschlossen sie es bey der Christineninsel zu thun; sie landeten daselbst den 25sten Juli 1595, schickten in einer Schaluppe einen Obristen mit zwanzig Soldaten voraus, um einen Hafen und frisch Wasser aufzusuchen. Dieser Obrist ließ seine Leute in guter Ordnung, unter Trommelschlag, an das Land steigen. Die Insulaner versammelten sich um ihn,

an der Zahl dreyhundert, und giengen um seinen Trupp herum. Er zeichnete eine Linie auf der Erde, und gab ihnen ein Zeichen nicht darüber zu schreiten. Sie gehorchten, und brachten ihm Wasser, Kokosnüsse und Früchte. Die Weiber näherten sich; sie dünkten den Spaniern sehr schön, und wenig scheu. Man gab den Männern ein Zeichen, die Tonnen mit süßem Wasser anfüllen zu helfen; aber sie gaben zu verstehen, daß sie daß nicht thun wollten, nahmen sogar einige Fässer weg, und rannten damit fort.

Den 28sten eben des Monats begab sich der Befehlshaber der spanischen Truppen, mit seiner Frau und einer zahlreichen Begleitung an das Land, und ließ daselbst Messe halten. Die Indianer hörten sie auf den Knieen, im tiefsten Stillschweigen an, und machten alles das, was sie die Spanier machen sahen. Eine junge und schöne Indianerin näherte sich der Donna Isabella, Gemahlin des Befehlshabers; in ihrem Blick saß Adel und Freundschaft zugleich. Da diese spanische Dame sehr schönes blondes Haar hatte, so fand die Wilde viel Vergnügen daran, es zu betasten, und bat durch Zeichen um die Erlaubniß, sich eine Locke abschneiden zu dürfen. Als sie sahe, daß die Donna hierüber eine widrige Mine zog, schlich sie sich fort, nachdem

dem sie ihr durch ihre niedergeschlagene Mine geäußert, es thäte ihr Leid, sie unwillig gemacht zu haben.

Dies Volk bezeigte sich sehr höflich und vor andern Völkerschaften ihrer Nation gegen die Spanier zuvorkommend. Kaum war aber der Befehlshaber wieder am Bord, als die mit den Christen da gebliebenen Soldaten mit den Insulanern, denen sie als Sclaven begegnen wollten, Streit bekamen. Sie schlugen sich; die Indianer ließen einen Stein- und Lanzenhagel auf die Spanier fallen, und verwundeten einen Soldaten am Beine; hierauf flohen sie mit ihren Weibern auf die Gebürge, wo sie sich verschanzten. Die Spanier verfolgten sie mit Flintenschüßen. Die Insulaner erhoben Morgen und Abends eine Art von verabredetem Geschrey, das durch die Felsen scholl; ein Trupp antwortete immer dem andern; dieß gab sattsam zu erkennen, daß sie den Anschlag gefaßt hatten, mit einem male die Spanier anzugreifen; allein dieser Anschlag gelang nicht. Der Obriste war so vorsichtig zur Sicherheit der Bootsmänner, die Wasser holten, und der ausgestiegnen Frauen, die sich am Ufer vergnügten, drey Wachen auszustellen. Als die Insulaner merkten, daß sie mit ihren Lanzen den Waffen der Spanier gar nicht gewachsen waren, entschlos-

schlossen sie sich Friede zu machen, und baten sich selbigen nach ihrer Art, durch Zeichen aus. Sie giengen freundschaftlich auf die Soldaten los, und reichten ihnen Platanen und andre Früchte. Sie schienen gewisser Sachen bedürftig zu seyn, die aus ihren Hütten mitzunehmen, sie nicht Zeit gehabt hatten, und baten durch Zeichen auf das wehmüthigste, daß man ihnen erlaubte, solches herbey zu holen. Es ward ihnen zugestanden. Bey ihrer Zurückkunft brachten sie Lebensmittel für die Spanier mit, und schlossen Freundschaft mit ihnen. Einer von diesen Insulanern schloß mit dem Kapellan ein so enges Bündniß, daß man sie die Unzertrennlichen nannte. Der Kapellan lehrte den Indianer das Zeichen des Kreuzes zu machen, und Jesus **Maria** aussprechen.

Die Freundschaft ward unter den beyden Völkerschaften so groß, daß man von der und jener Seite einen Spanier und Indianer zusammen auf und niedergehen, und sich pantomimisch unterhalten sahe. Wenn die Indianer sich von den Spaniern trennten, so sagten sie jedesmal amigos, das heißt **Freunde**. Die wachthabenden Soldaten schlugen dem Freunde des Kapellans vor, ihn mit aufs Schiff zu nehmen; freudig antwortete er ihnen: Amigos. Der Befehlshaber des Schiffs erwieß ihm alle

Arten

Arten von Liebkosungen; ließ ihm Wein und Eingemachtes reichen. Er wollte aber weder essen noch trinken. Das Rindvieh bewunderte er, und frug, wie diese Thiere hießen. Das Schiff, die Mastbäume, die Seegel, das Thauwerk, das alles betrachtete er mit Verwunderung; er gieng allenthalben hin, und betrachtete alles was er sahe, mit einer Aemsigkeit, die gar nichts Wildes an sich hatte. Wenn man ihm ein Kreuz machte, sprach er den Namen: Jesus aus. Nach einiger Zeit verlangte er, daß man ihn ans Land setzte. Er war den Spaniern so gewogen worden, daß er sich äußerst bekümmert bezeigte, als er hörte, es solle fortgehen, und bat sich die Erlaubniß aus, mit zu reisen.

Die Christineninsel ist sehr stark bevölkert, in der Mitte hoch, voller Berge und Thäler, worin die Insulaner ihre Wohnplätze haben. Der Hafen geht nach Osten hin, ist wie ein Hufeisen gestaltet, seine Einfahrt schmal, hat einen guten sandigten Grund, in der Mitte dreyßig Klaftern tief, und dicht am Ufer zwölfe. Man findet hier eine gute süße Wasserquelle, die mehr denn armsdick aus einem Felsen hervorschießt.

Die Einwohner sind sehr von der Sonne verbrannt. Die Stadt ist nach zweyen Linien, die einen Winkel machen, gebaut; auf

auf der einen Seite gut gepflastert, und stellt von der andern einen großen, öffentlichen, mit Bäumen besetzten Platz vor. Die Häuser liegen höher als der Boden, und gut genug bedeckt. Die Thüren sind niedrig, und die Fenster in der entgegengesetzten Seite der Mauer eingehauen.

Die Weiber sind von einer anmuthigen Figur, von schlankem Wuchs, haben eine sehr schöne Hand, und eine glänzendweiße Haut; kurz man würde sie in Europa für sehr schön halten. Sie haben einen Rock an, der sie von der Brust an, bis auf die Fersen bedeckt, und aus Baumrinden gewebt ist.

Die Spanier fanden dicht am Flecken eine Art von Kapelle, sie bestand aus einem mit Pallisaden umzognen Fleck, worin sich einige ziemlich schlecht gearbeitete hölzerne Bilder befanden. Die Insulaner brachten diesen vorstellenden Bildsäulen allerhand Speisen zum Opfer dar. Die Spanier nahmen ein Opferschwein, und wollten das Uebrige auch wegnehmen, allein die Indianer gaben ihnen durch Zeichen zu verstehen, daß dies ein ehrwürdiger Ort sey.

Ihre Pyrogen sind aus einem Stücke von Kokosbaumholz gemacht, das ziemlich gut ausgehölt, und mit Planken überzogen ist. Einige von ihnen können dreißig bis vierzig Ruderer führen. Zum Bau dieser

Schiffe bedienen sie sich der Fischknochen und der Muscheln, welche sie auf großen Kieselsteinen schleifen.

Die Kräfte, die Gestalt und das gute Ansehen dieser Insulaner, beweißt die Güte ihres Himmelstrichs. Die Spanier sahen hier weder Abend- noch Morgenthau fallen; die Luft ist hier so trocken, daß die feuchte Wäsche, die die Spanier die Nacht über hatten auf der Erde liegen lassen, des andern Morgens getrocknet war, ohne daß man sie ausgebreitet gehabt. Die Sonne wird einem am Tage nicht sehr beschwerlich, und die Nächte sind frisch, doch aber nicht kalt.

Hüner und Schweine sind die Thiere, die man auf dieser Insel am häufigsten trift.

Man findet hier eine Frucht von der Größe eines Kinderkopfs, die dunkelgrün ist, und beym Reifwerden lichte wird. Die Rinde ist voller sich durchkreuzenden Streifen; ihre Gestalt länglicht. Sie hat weder Stein noch Körner. Das Innre ist eine weiße Substanz, die sehr zart, gesund und nährend ist. Die Spanier nennen sie Blanc-manger. Die Blätter des Baums, der diese Frucht trägt, sind groß, und sehr zackigt.

Auch ist hier eine andre Frucht stachlicht wie die Kastanien, aber sechsmal größer.

Man findet noch eine dritte öhlichte Frucht, die eine sehr harte Rinde hat, und unsern Nüßen so ziemlich gleicht, nur daß sie keinen Sattel haben, der sie von einander theilt.

Die Kürbiße in dieser Insel sind wie die Europäischen; es giebt deren, die sehr schöne, aber geruchlose Blüthe tragen.

Die Spanier richteten vier Kreuze am Ufer auf, worin sie das Datum ihrer Reise gruben.

§. 6.

St. Bernhardsinseln.

Den 20sten August 1595 befanden sich unsre Reisenden im Gesicht vier kleiner, niedriger Inseln, die voller Bäume und sandigt sind. Sie liegen in einem Umkreise von ungefehr acht Meilen, wie ein Quadratzirkel. Man konnte nicht erkennen, ob sie bewohnt waren. Einige vom Schiffsvolke versicherten, sie hätten Kanote gesehen, vermuthlich hatte aber ihre Begierde zu landen, sie dieß sehen gemacht. Der General nannte diese Inseln St. Bernhardsinseln. Sie liegen im zehnten Grad, zwanzig Minuten südlicher Breite, und im zweyhundert und neunzehnten der Länge.

§. 7.

Die Insel, die Einsame (Solitaire) genannt.

Sie ist niedrig, rund, Baumreich und mit Dämmen umgeben; liegt allein, und das ist Ursache, daß sie die Spanier Solitaire (die Einsame) nannten. Sie holten sich von dort Wasser und Holz. Es giebt in diesen Strichen so viel Klippen, daß ihre Schiffe davon ganz umringt waren. Es scheint, daß das Admiralschiff in der Nacht hier untergegangen ist, denn man hat es nie wieder gesehen. Diese Insel liegt im zehnten Grad Mitternächtlicher Breite, und im zwey hundert und zehnten Grad der Länge.

§. 8.

St. Croix oder Sancta Cruz.

Den 8ten September 1595 langten die Spanier hier an. Sie ist mit Felsen umgeben, und eröfnet überall eine dürre, unfruchtbare Aussicht. Sie hat einen feuerspeyenden Berg, der unaufhörlich brauset, und Funken um sich schleudert. Wenig Tage nach ihrer Ankunft borst er mit einem gar entsetzlichen Krachen von einander, welches von einem so heftigen Erdbeben begleitet war, daß die zehn Meilen davon vor Anker liegenden Schiffe dadurch ganz er-

schüttert wurden. Als sich die Spanier dem Lande nahten, sahen sie funfzig Kanote auf sich loskommen, die voller Menschen waren, die da riefen und in die Hände klopften. Einige von ihnen sahen von der Sonne verbrannt aus, die andern rabenschwarz. Ihr in Locken fallendes Haar war weiß, roth, kurz verschiedenfarbigt. Ihr Leib war angemahlt, ihre Zähne auch, weiß und roth, und mit vielen Farben bestrichen. Viele hatten den Kopf halbgeschoren. Alle mit einander waren nackend, hatten ihre Schaam blos mit einem ziemlich feinleinenen Schleyer bedeckt. An ihrem Halse und übrigen Gliedmaßen hiengen Schnüre, die aus Goldkörnern, schwarzem Holze, Fischzähnen oder Perlenmutter bestanden.

Ihre Kanote, deren zwey und zwey an einander gebunden waren, waren klein; ihre Waffen, Bögen und Pfeile von Holz, das im Feuer gehärtet, und an den Enden geschliffen war, oder mit Knochen eingefaßt, die in Kräutersaft gedunkt waren; überdieß hatten sie Schwerdter und Wurfspieße von sehr schwerem Holze, und drey Harpunspitzen, deren jede über einen Fuß lang war. Sie trugen Arten von Wehrgehänge um, an denen ein Schnapsack hieng, aus Palmitablättern sehr geschickt gemacht, der voller Zwiebäcke war. Die

Wilden wissen diese Zwibäcke aus gewissen Wurzeln zu zubereiten, und nähren sich davon.

Diese Wilden hielten eine lange Weile still, besahen die Flotte und fuhren bey den Schiffen auf und nieder. Man winkte ihnen, näher zu kommen; aber sie trauten nicht. Nach langem Berathschlagen, griffen sie, wie die Spanier merkten, auf Anrathen eines alten, an ihrer Spitze befindlichen Indianers, zu den Waffen. Was er gesagt hatte, ward in allen Kanoten widerholt, und sie ließen endlich eine Pfeilwolke auf die Flotte regnen, wobey sie einen großen Schrey thaten. Es war niemand hiedurch verwundet worden. Die Spanier, die man gleich ins Gewehr hatte treten lassen, gaben sogleich Feuer auf die Indianer, tödteten einen, und verwundeten ihrer viele. Dies setzte sie in solchen Schreck, daß sie schleunig davon flohen.

Sobald die Spanier die Wilden los waren, eilten sie ans Land zu kommen. Der General suchte und fand einen ziemlich bequemen Hafen, postirte einen Feldwebel mit zwölf Soldaten dahin, um sich deßen zu versichern; allein die Indianer griffen sie so ungestüm an, daß sie genöthigt waren, sich in einer Hütte zu verschanzen, von wo die Barke sie abholte, nachdem die Kanone die Barbaren aus einander gestäubt hatte.

Den folgenden Tag fand der Spanische General einen bessern Hafen, wo sie gut gedeckt lagen; er war funfzehn Klaftern tief; lag dicht an einem Fluß und vielen Dörfern, wo die Spanier die Indianer die ganze Nacht durch singen und tanzen hörten, beym Schall einer Trommel, und zweyer Stöcke, die sie nach dem Takt gegen einander schlugen.

Als die Spanier vor Anker lagen, wurden sie von einer unglaublichen Menge Kanote umringt. Die drinnen waren, hatten Kopf und Nasenlöcher mit rothen Blumen ausgeschmückt. Etliche von ihnen waren dreist genug an Bord zu steigen, und ihre Waffen in ihren Kanoten liegen zu lassen. Einer befand sich unter ihnen, der ganz wohlgestaltet war, und sehr schön von Gesicht, ob gleich mager, und ein wenig von der Sonne verbrannt; sein Haar war weiß, er schien ein Sechsziger, trug eine Art Mütze von allfarbigen Federn; seine Waffen war ein Bogen und Pfeile, deren Spitze von Knochen war. Zwey Männer, die nach ihm die vornehmsten des Trupps schienen, hielten sich ihm zur Seite. Aus seinem Anputz und aus der Ehrerbietung, die man gegen ihn hegte, merkten die Spanier wohl, daß er unter diesen Insulanern eine sehr ansehnliche Ehrenstelle begleiten müßte. Er frug durch

Zei-

Zeichen, wo der Anführer der Spanier sey. Der General eilte auf ihn zu, und umarmte ihn. Der Indianer sprach den Namen Malape aus, indem er auf sich zeigte. Hieraus nahm man ab, daß es sein Name war. Der General that das nemliche, und sprach den Namen: Mindana aus. Nunmehr bemühte sich der Indianer, dem General zu verstehen zu geben, daß er Mindana heißen wollte, und daß er wünschte, jener möchte sich Malape nennen. Als er sahe, daß der Spanier durch Zeichen darein willigte, so gab er seine große Freude hierüber zu erkennen. Er gab ferner zu verstehen, daß er auch noch Taurique hieße. Die Spanier hielten das für einen Tittel, der so viel sagen wollte, wie Oberhaupt oder Kacicke.

Der General ließ diesem Indianer einige Hemden, und andre wenig bedeutende Sachen geben. Die spanischen Soldaten theilten unter seinen Gefährten Federn aus, Schellen, gläserne Halsbänder, Nadeln, Stücken Leinewand und Tafft; sie hiengen alle diese Kleinigkeiten um ihren Hals. Man lehrte sie Amigos sagen, einen Handschlag geben, und umarmen; so bald sie es gelernt hatten, versuchten sie es oft.

Die Spanier zeigten ihnen Degen, Spiegel; beschoren ihnen den Kopf, beschnitten ihnen die Nägel; was diesen Bar-

baren ungemeines Vergnügen erweckte. Sie wollten alsobald Scheermesser und Scheeren haben; guckten unter die Kleider der Spanier, und da sie sahen, daß ihnen selbige nicht auf dem Leibe gewachsen, machten sie eine Menge Verdrehungen. Ganzer acht Tage lang besuchten sie die Spanier ununterbrochen, und brachten ihnen Lebensmittel. Malape befand sich stets an ihrer Spitze, und war am eifrigsten bemüht, seine Freundschaft den Spaniern zu äußern. Er kam eines Tages mit funfzig Kanoten gefahren, in deren Böden Waffen verborgen lagen. Er stieg auf eins der Schiffe an Bord; da er aber einen Soldaten von ungefehr eine Flinte ergreifen sahe, sprang er in sein Kanot, und floh nach dem Lande, ohne daß man ihn zurückhalten konnte. Die ihn am Ufer erwartenden Insulaner empfiengen ihn mit vielen Freudenbezeugungen. Sie schienen mit einander zu Rathe zu gehen, und trugen, sobald es Nacht ward, alle ihre Sachen aus den am Hafen stoßenden Häusern weg. In der Nacht sahe man an der andern Seite der Bucht verschiedne Feuer angezündet; die Kanote fuhren von einem Dorfe zum andern hin und her, schienen Nachrichten zu holen und zu geben, und sich zu irgend einer Expedition zu rüsten.

Als den Morgen das Schiffvolk der Gallione frisch Wasser zu hohlen gieng, fiel

es

es in einen Hinterhalt von Indianer, die sie mit Pfeilschützen verfolgten. Die Spanier gaben aus den Schiffen Feuer, damit sie sich entfernen möchten. Nachdem man die Verwundeten verbunden gehabt, schickte man einen Officier mit dreißig Mann aus, um alles mit Feuer und Schwerdt zu verheeren. Die Indianer wehrten sich, als sie aber sahen, daß das Musketenfeuer ihnen viel Mannschaft wegnahm, ergriffen sie die Flucht; die Spanier verbrannten einige Kanote, einige Häuser, und hieben viele Palmisten ab. Man ließ ein Indianisches Dorf angreifen, denn man war Willens, ihnen einen kleinen Schaden zu zufügen, damit sie schüchtern werden, und sich vor größern hüten möchten. Sieben wurden ganz unvermuthet in ihren Häusern überfallen, die man angesteckt hatte; sie wehrten sich mit einem Muthe, der mit Wuth vermischt war; warfen sich, ohne ihres Lebens zu achten, mitten unter die Spanier; kamen auch alle um, bis auf einen, der beym Fliehen verwundet ward; zwey von den Spanischen Soldaten waren verwundet worden.

Da dieß Dorf dem Malape gehörte, begab er sich gegen Abend ans Ufer, gieng auf die Spanier los, schlug sich auf die Brust, nannte den General Malape und sich Mindana. Er gab durch Zeichen zu

verstehen, daß man gegen ihn unbillig verfahren wäre, weil die Angreifer der Spanier nicht seine Unterthanen wären, und er kein Recht über sie hätte, und wieß, daß sie auf der andern Seite der Bucht wohnten, spannte darauf seinen Bogen, um den Spaniern begreiflich zu machen, daß er sich mit ihnen vereinigen wolle, um sich an diesen Indianern zu rächen. Der Spanische General bezeugte ihm pantomimisch, das Geschehene thäte ihm Leid, und man betrug sich von beyden Seiten wiederum sehr freundschaftlich.

Eins von den Schiffen des Geschwaders, das um die Insel herumgefahren war, sagte, es hätte an der Nordseite eine viel bevölkerte und bequemere Bucht gefunden, als die wäre, worin sie jetzt lägen. Das Schiffsgeschwader begab sich dorthin, um Anker zu werfen. Als die Insulaner sie erblickten, stießen sie ein schreckliches Geschrey aus, das die ganze Nacht durch dauerte. Unter ihrem Geschrey unterschied man das Wort Amigos, das sie sehr deutlich aussprachen, gar genau. Mit anbrechenden Tage schoßen sie Pfeile auf die Spanier, warfen sie mit Steinen, und da sie merkten, daß sie zu entfernt von ihnen waren, um sie zu erreichen, schwammen sie mit schrecklichem Geschrey nach ihren Schiffen, hackten die Boyen der Schiffe

an, der Meinung, sie mit sich schleppen zu können. Ein Officier setzte sich mit einigen Soldaten in eine Schaluppe, um ihnen entgegen zu fahren. Ein Theil seiner Soldaten hatte Schilder mitgenommen, um die andre Hälfte vor den Pfeilen zu schützen, die die Wilden auf sie abschoßen. Die Pfeile bohrten viele Schilder durch und durch, und verwundeten zwey Spanier. Diese Barbaren waren so muthig, und zu gleicher Zeit so gewandt, daß die Spanier es für sehr schwer hielten, sie unter ihren Fuß zu bringen. Der Gedanke, die Spanischen Waffen könnten ihnen gar nicht schädlich seyn, hatte die Indianer so dreist gemacht; als sie aber ihrer viele todt hinfallen sahen, wurden sie furchtsam, ergriffen die Flucht, und nahmen die todten Leichname mit sich.

Den Tag darauf gieng ein Officier mit einem Trupp Soldaten ans Land, führte sie auf einen Hügel, und wollte daselbst den Grund zu dem Wohnplatz für die Kolonie legen, die man in diesen Inseln errichten wollte. Die Soldaten, zumal die Verheyratheten, verwarfen dies Vorhaben. Einige liefen sogleich zum General, und sagten, der Ort, den man gewählt, sey viel zu ungesund; man sollte sich doch lieber in einem indianischen Dorfe niederlassen, da wären die Häuser doch schon gebaut, und

weit gesünder, denn sie wären schon bewohnt worden. Auf ihre Bitte stieg der General ans Land, wo er den Trupp versammelte.

Was nun in dieser Versammlung ist entschieden worden, ist unbekannt geblieben, denn im Original befindet sich hier eine Lücke; gleichwohl scheint es, als ob man sich entschlossen gehabt, die Insel St. Crux zu verlassen. Wenn die Erzählung wahr ist, so findet man die Flotte wieder im Meere, im Gesicht andrer Inseln.

Die Leute von dem einen Schiff, das um diese Insel herumfuhr, sagen, sie hätten nordwestwärts zwey mittelmäßige, aber stark bevölkerte Inseln gesehen; gegen Südwesten lägen drey andre von hellfarbigen Mulatten bewohnt, und hätten eine solche Menge Palmbäume, wären mit so vielen Dämmen durchschnitten, und mit so vielen Kanoten umgeben, daß man ihr Ende gar nicht absehen könnte.

§. 9.

Andre Inseln ohne Nahmen.

Den ersten Jenner 1596 befand sich die Flotte unter dem vierzehnten Grad nördlicher Breite, richtete ihren Lauf gerade nach Westen, und entdeckte viele Inseln, die das Schiffvolk anfänglich für die Diebesinseln

inseln hielt; allein ihre Lage gab den Spaniern ihren Irrthum zu erkennen; sie lagen mehr westwärts, als die Diebesinseln. Von diesen neuen Inseln sahen sie eine ungeheure Anzahl Kanote auf sich zugefahren kommen, die so leicht waren wie Kork. Jegliches Kanot konnte nur einen Menschen in sich fassen, ob sich gleich ein Mastbaum, ein Segel, eine Segelstange u. s. w. darin befindet. Mit der einen Hand regiert der Insulaner das Steuerruder, und mit der andern spannt er das Segel auf, läßt es nieder, bindet es ein, oder läßt es los, und hat an jedem Fuße eine Schote sitzen. Er dreht die Segel, und fährt, ohne sein Kanot umzulenken, denn es hat zwey Vordertheile, hin, wo er hin will. Kippt es um, husch springt der Führer mit der Behendigkeit eines Fisches ins Wasser, und dreht es wieder um. Ist er am Ufer, so nimmt er sein Kanot, trägt es an den Fuß eines Baumes, worauf er steigt, und wie in einem Neste wohnt.

Diese Insulaner leben von Fischen, die sie in den Felslöchern fangen. Es entgeht ihnen keiner, außer der Kayman, der Tiburon und die Caella, an die sie sich nicht wagen dürfen; sie beten sie sogar als Gottheiten an, geben ihnen den Zehnten von ihren Früchten, den sie in ein ganz leer Schiffchen legen; nicht lange, so kippt es um, und geht zu Grunde.

Die Einwohner dieser Insel sehen alle wie verbrannt aus, sind alle nackend, Männer und Weiber gehen völlig barfuß durch Dornen und Disteln, springen wie die Hirsche von Fels zu Felsen, und haben sehr viel Muth.

Es hielt hart, ehe die Spanier sie dahin bringen konnten, mit ihnen Verkehr zu haben; sie wollten weder Gold noch Silber, fanden blos an Eisen Gefallen, und zumal an Beilen und Messern, weil sie merkten, daß sie sich dieser Werkzeuge zum Holzfällen und zu Arbeiten im Holze würden bedienen können.

Viele Soldaten, die ans Land giengen, wurden auf den Bäumen eine Menge von ihren Wohnungen gewahr. In denen auf der Erde befindlichen Hütten waren bloß Todtengeribbe, die alle an einander befestigt waren. Es sind die Gebeine ihrer Voraltern, die sie so hinstellen, und als Gottheiten anbeten. Sonne und Mond wird auch von ihnen angebetet. Sie glauben, daß ihre Seele nach ihrem Tode in die Kaymanns und Tiburons fahren. Sie lösen das Fleisch von den todten Leichnamen ihrer Angehörigen ab, verbrennen es, und nehmen die Asche in Tuba (eine Art Koskoswein) zu sich. Die Todten beweinen sie jährlich eine Woche lang, und miethen eine große Anzahl Heulweiber; außerdem kom-

kommen alle Nachbaren im Hause des Verstorbnen zusammen, und weinen; und wenn die Reihe an sie kömmt, thut man ihnen ein Gleiches. Diese jährlichen Feste werden insgemein sehr häufig besucht, weil man den Anwesenden Speis und Trank vorzusetzen pflegt. Man weint den ganzen Tag durch, und trinkt die ganze Nacht; während des Weinens erzählt man die Thaten des Verstorbnen von Jugend auf, rühmt seine Stärke, seinen Wuchs, seine Schönheit, mit einem Worte, alles was an ihm nur rühmliches ist. Kömmt in der Erzählung ein lustiger Vorfall vor, so fangen sie alle ein schallendes Gelächter an; man trinkt einen Schluck, und weint wieder von neuen. Manchmal befinden sich an zweyhundert Personen bey diesen lächerlichen Trauerfesten.

§. 10.

Fortsetzung der Reise von den Spaniern.

Nach einer beschwerlichen und sehr langwierigen Farth kam diese Flotte nach den Philippinischen Inseln, und landete am Vorgebürge vom Heiligen Geist. Man versahe das Schiffvolk mit den nothwendigen Lebensmitteln; viele aßen so unbehutsam, daß sie davon starben; die andern wurden durch Schiffbruch vielfältig dem

Unter-

Untergange ausgesetzt; mußten lange Zeit in den Meerengen herum irren, die von der Seite, von welcher sie kamen, die Philippinischen Inseln umgeben.

Endlich schickte man den ersten Februar eine Barke mit vielen vom Schiffsvolke ans Land. Sie giengen zu Lande geradesweges nach Manilla, um daselbst die Ankunft der Flotte zu melden. Unter der Zeit thaten die Schiffe ihr Möglichstes, um einen Weg durch die Kanäle zu finden; aber vergebens! Es fehlte ihnen an Lebensmitteln, und die Indianischen Pyrogen flohen, bey dem Anblick der Schiffe, die sie für Engländer hielten, aufs schleunigste davon.

Sie befanden sich endlich im Gesicht von Manilla, konnten aber wegen widrigen Windes daselbst nicht landen. Das Schiffvolk war durch Strapatzen so abgemattet, daß es die Schiffe nicht in den Hafen hineinarbeiten konnte. Die Matrosen wollten, man sollte sie stranden lassen, damit man sich aufs Land werfen könnte, und sagten: es wäre besser, das Schiff käme um, als die darauf befindlichen Leute. Dem Rath wollten die Steuermänner nicht folgen, weil sie so dicht an Manilla waren; überdieß wollten sie den Ruhm des Anlandens haben, nachdem sie den Gefahren einer so langwierigen Schiffarth glücklich entgangen waren. Sie erklärten mit einem

festen Tone, sie würden nie darin willigen, in dem Hafen selbst die Früchte und den Ruhm so vieles Ungemachs einzubüßen.

Während dieser Streitigkeiten sahe man den Haushoffmeister des Gouverneurs von den Philippinischen Inseln, durch einige Bedienten begleitet, in einer Schaluppe ankommen. Der Gouverneur, der durch eine an der Küste ausgestellten Wache, die Ankunft der Schiffe erfahren, ließ der Donna Beatrix sein Beyleidskompliment über das ihrem Gemahl, dem Admiral zugestoßne Unglück sagen. (Dieser Mann hatte sich, wie wir weiter oben bereits erwähnt haben, verirret, und war allem Anschein nach, umgekommen.) Bey dem Anblick dieser Schaluppe vergoßen die in den Schiffen Freudenthränen, und lobten und dankten Gott mit gen Himmel aufgehobenen Händen. Der Haushofmeister mit seinen Leuten ward nicht wenig bestürzt, als er so viel Kranke und so viel nackte Gerippe sahe, die ihm alle entgegenschryen: „Wir verhungern noch! Essen her, um Gottes willen, Essen!“ Die eben Angekommnen antworteten Gracias a Dios, und kündigten ihnen die baldige Ankunft eines Schiffs mit Lebensmitteln an. Es kam auch in der That bald. Sobald es da war, stürzte jeder ohne Mäßigung über die Lebensmittel her; es kam ein zweytes Proviantschiff, aus-

dessen Ladung mit mehrerer Behutsamkeit ausgetheilt wurde, und bald darauf ein drittes Schiff voller Matrosen, die Hand ans Werk legten, und in kurzer Zeit die Schiffe, zwey Meilen von Manilla, vor Anker brachten. Dieß geschahe am 11ten Februar 1596. Funfzig Mann waren auf der Farth von der Insel , : , an, bis hieher, umgekommen.

Sobald alle von den Schiffen ans Land waren, kam eine unzählige Menge Menschen an das Ufer gelaufen. Einige aus Neugier, andre aus Mildthätigkeit, um Leute, die so viel geduldet hatten, zu erquicken. Man brachte Lebensmittel in so großem Ueberfluße herbey, daß davon noch übrig blieb. Donna Isabella hielt ihre Einfahrt in Manilla unter Abfeurung der Kanonen, und einer Salve von der ganzen Besatzung aus dem kleinen Gewehr.

Das sämmtliche Schifvolk ward auf gemeinschaftliche Kosten einquartirt. Die mitgekommenen Frauenzimmer verheyratheten sich fast alle zu Manilla; drey bis viere wurden Nonnen. Das war das Ende einer der berühmtesten Reisen, die die Spanier gethan haben.

Vierter Artikel.

Inseln von Rotterdamm und Amsterdamm.

Diese beyden Inseln liegen zwischen dem zwanzigsten und zwey und zwanzigsten Grad mitternächtlicher Breite, und gegen den zweyhundert und zwölften der Länge. Die Insel von Amsterdam ist die größte; man findet daselbst eine Menge Hüner und Schweine nebst Früchten im Ueberfluß. Die Einwohner sind so sanft, so friedfertig, daß sie gar keine Waffen haben; sind sogar ziemlich grosmüthig; stehlen aber, das ist der Characterzug bey allen denen hier herum befindlichen Insulanern, was ihnen unter Händen kommt. In der Insel Rotterdamm kann man sich weit leichter mit Wasser, als in der Insel Amsterdamm, versehen. Abel Tosmann, der sich 1642 dort befand, und eine Reisebeschreibung geliefert hat, sagt, er hätte die ganze Insel Rotterdamm durchstrichen, wo er viele sehr regelmäßig hintereinander gepflanzte Kokosbäume, und sehr wohlgewartete Gärten gefunden habe, die mit allerhand Arten Fruchtbäumen versehen waren, welche man alle in gerader Linie gepflanzt hatte, und dieß hätte sehr schönen Effect gemacht.

Fünfter Artikel.

Die St. Bernhardsinseln.

Diese Inseln liegen gegen den zehnten Grad mitternächtlicher Breite, und den zweyhundert und zwanzigsten der Länge. Sie wurden im Januar 1606 durch Quiros entdeckt. Anfänglich ward er viele kleine Inseln gewahr, und hernach eine mittelmässig große. Er schätzt sie auf dreyßig Meilen im Umfang. Sie ist, nach seinem Berichte, mit Korallendämmen umgeben, die wie eine Mauer gebildet seyn. Man konnte hier weder Schanze noch Hafen finden, und mußte der Hoffnung entsagen, Wasser und Holz, was man doch so äußerst bedurfte, daher zu bekommen. Dicht an dieser Insel fand man deren fünf oder sechse, und ward eine Küste gewahr, woselbst der Boden neuumgegraben schien; ein sichres Kennzeichen, daß sie bewohnt war. Quiros, der zwey Schiffe kommandirte, schickte das kleinste vorweg. Vierzig Mann mußten sich in Kanote setzen, um an das Ufer kommen zu können, auf welchen man viele Indianer sahe, die herzugelaufen waren, und durch Zeichen zu verstehen gaben, man solle anlanden, allein das Meer schlug so ungestüm gegen die Küste, daß das Landen unmöglich war. Selbst die Kanote schwebten mehr denn einmal in Gefahr, durch

die Wogen, und durch die Menge Wasser, die sie hereinsprützten, unterzugehen.

Die Spanier, in den Kanoten, verzweifelten, daß sie sich würden mit Wasser versorgen können, und beschlossen, wieder nach den Schiffen umzukehren; allein ein junger Mann, Franziskus Douce genannt, stand auf, und sagte mit einer zornigen Mine: es wäre schändlich, daß man umkehren wollte, ohne der Flotte Beystand zu geben, und daß man den Gefahren nicht trotzte. Er wolle in das Wasser springen, das Ufer zu erschwimmen suchen, und sollte er auch an den Klippen zerschmettert werden. Bey diesen Worten entkleidete er sich hastig, warf sich ins Meeer, und schwamm an den Ort an, wo die Wellen mit der größten Wuth dagegen schlugen. Die Wilden gaben durch ihre Gebärden ihre Beängstigung über sein Schicksal zu erkennen, und giengen in das Wasser, ihm entgegen, um ihm hülfreiche Hand zu leisten. Als sie ihn an das Ufer gebracht hatten, gaben sie ihm die größten Kennzeichen ihrer Freundschaft; küßten ihm zu wiederholten malen die Stirne und nahmen seine Freundschaftsäußerungen sehr gut auf. Drey andre Spanier, die das alles aus ihren Kanoten gesehn hatten, warfen sich auch in das Wasser, und schwammen so glücklich an das Land als jener.

Sie fanden die Insulaner bewaffnet. Einige führten große Stöcke, andre Lanzen, die gegen dreyßig Spannen lang, und am Ende angebrannt waren. Ihr Dorf liegt dicht am Ufer; die Hütten, woraus es besteht, sind Einzäumungen, die zwischen Palmbäumen liegen, deren Frucht und Seefische ihre gewöhnliche Beköstigung ausmachet. Ihre Haut ist olivenfarben; sie sehen übrigens ganz wohl aus und sind wohl proportionirt.

Die Spanier thaten ihr möglichstes sie mit sich auf das Schiff zu nehmen; da sie sahen, daß es nicht gelang, stiegen sie wieder in ihre Kanote, und machten sich fertig wegzurudern. Einige Insulaner giengen in das Wasser, und kamen ihnen nach, die Spanier hörten auf zu rudern, liebkoseten ihnen vom neuen, gaben ihnen einige Kleinigkeiten, die sie mit Freuden annahmen; aber ins Kanot zu steigen, mit den Spaniern zu fahren, dazu konnten sie sich gar nicht entschließen; sie schwummen wieder nach dem Lande zurück.

Die Spanier giengen acht Meilen weiter, um einige Hülfe zu suchen. Sie fanden eine andere Insel, wo ihnen das Landen eben so sauer wurde, als an der vorigen; die Küste war mit blinden Klippen umringt, die das Meer mit Schaum bedeckte. Gleichwohl landeten sie hier, und

die Matrosen giengen in ein kleines, am Ufer belegnes Gehölze, um Wasser zu holen. Dieß Gehölz war so dicht, daß sie Baumäste abhauen mußten, um sich einen Durchgang zu bahnen. In der Mitte fanden sie einen kleinen runden Platz, der mit kleinen Steinen umgeben war, und einen großen Steinhaufen aufgerichtet, der gleichsam einen anderthalb Armlangen hohen Altar vorstellte, und gegen einen grossen Baum gelehnt war; über den Altar hiengen große Büschel von Palmblättern, die am Schafte des Baums befestigt waren. Es war unstreitig eine heilige Stäte, wo diese Barbaren ihren Gottesdienst hielten. Die Spanier hieben einen Baum um, und pflanzten daselbst ein Kreuz hin.

Jenseit dieses Gebüsches fanden die Spanier ein anders, und feuchte Wiesen, worin sich einige Tümpfe salziges Süßwasser befanden, das gar nicht zum Trinken war. Sie stillten ihren Durst mit Kokosnüssen, und da sie kein Wasser fanden, nahmen sie eine Menge dieser Nüsse für ihre Kameraden mit; sie wateten dem Ufer endlängst im Wasser. Einige von ihnen, die sich von dem Haufen abgesondert hatten, fanden eine so alte Frau, daß sie sich wunderten, wie sie noch stehn und gehen konnte. Sie war noch gar nicht verwachsen, sahe ganz munter aus, und in ihrem Gesichte,

so verschrumpft und runzlicht es war, las man, daß sie in ihrer Jugend mußte sehr schön gewesen seyn. Man winkte ihr, mit in das Schiff zu kommen, sie gieng ohne die geringste Aeußerung von Furcht mit. Man gab ihr zu essen und zu trinken, darauf ließ sie der Hauptmann ankleiden, und winkte ihr, zu ihren Landsleuten zu gehen, und ihnen zu sagen, sie wollten Freundschaft mit ihnen halten. Er ließ sie wieder an das Ufer bringen; sie führte ihre Gefährten einen ganz andern Weg, als sie vorher genommen hatten, und gab ihnen zu verstehen, ihre Wohnungen lägen da, wo sie sie jetzt hinführte. Indeß, daß dieß geschahe, entdeckte man fünf oder sechs schmale Pyrogen, die herbeygesegelt kamen; Ruder bedienten sich die darin befindlichen Indianer gar nicht. Ihre Segel bestanden aus einem Gewebe von Palmstengeln, die mit Zwirn, aus Palmbaumrinde verfertigt, zusammengefügt, und beynahe wie die Binsmatten gearbeitet waren, womit sich die dortigen Weiber den Unterleib gürten.

Die Indianer sprangen von ihren Kanoten an das Ufer, eilten auf die Spanier los, und als sie die Alte unter ihnen sahen, stürzten sie auf sie zu, umarmten sie, waren voller Verwunderung, sie so gekleidet

zu sehen, und machten den Spaniern viele Liebkosungen.

Das Oberhaupt der Spanier, die sich bey der Alten befanden, wandte sich an den Führer der Indianer. Dieser war ein sehr wohlgewachsner, stämmiger Mann, der eine breite Stirn und breite Schultern hatte, auf dem Kopf eine Art Krone trug, die aus kleinen schwarzen Federn gemacht war, welche sich so sanft, so fein anfühlen ließen, wie Seide. Sein Haar war roth, kraus, und fiel bis auf die Hälfte seiner Schultern herab. Die Spanier erstaunten, daß ein Mann, der kein Weisser war, rothes Haar hatte. Sie glaubten, er hätte sich Weiberhaare aufgesetzt. Pedro gab ihm ein Zeichen, ihm in das Schiff zu folgen, wo er sollte bewirthet und beschenkt werden. Der Indianer stieg mit einigen von seinen Leuten in eine Schaluppe; kaum waren sie aber eingeschifft, als sie mit einem male vom Schreck befallen wurden, in das Wasser sprangen, und dem Ufer auf das schnellste zuschwammen. Ihr Anführer wollt es eben so machen, allein die Spanier hielten ihn mit Gewalt zurück, hatten ihn um den Leib aufs festeste gepackt, und fuhren so schnell als möglich dem Schiffe zu. Der Insulaner zerarbeitete sich, suchte sich mit zusammengenommener Stärke seiner Aerme von ihnen loszuwin-

zuwinden! aber alles war umsonst. Man führte ihn in das Schiff, gab ihm Essen, Kleider, und brachte ihn wieder zurück an das Land.

Da die Indianer sahen, daß ihnen ihr Anführer mit Gewalt geraubt war, versammelten sie sich, und waren im Begriff, viele Spanier, die auf der Küste geblieben waren, in Stücken zu zerreißen; als sie ihn wieder zurückkommen sahen, so stellten sie sich alle an das Ufer, um ihn zu empfangen. Sobald er Fuß an das Land gesetzt, erzählte er ihnen, wie gut man ihm begegnet hätte, und ihr Zorn gegen die Spanier verwandelte sich in Liebkosungen und Freundschaft; sie schickten sich zur Rückkehr nach ihrem Dorfe an. Der Anführer gab dem Pedro die Krone, und machte ihm durch Zeichen verständlich, daß das das Kostbarste wäre, was er hätte.

Die Spanier seegelten weiter, und fanden unterwegs viele dürre, trockne und unbewohnte Inseln; mitten in einigen befanden sich Seen voll salzigtes Wasser; keine einzige aber gab Süßwasser. Man nannte sie St. Bernhardsinseln.

Sechster Artikel.

Die Inseln der schönen Nation.

Eben diese Flotte entdeckte bey weiterm Fahren eine angebaute Insel. Das kleine Schiff näherte sich einer kleinen Pflanzstatt, die in einer Vertiefung des Ufers lag, und aus verzäumten Hütten bestand. Aus selbigen kamen hundert Indianer hervor; große, wohlgemachte und sehr weiße Leute; setzten sich in kleine Pyrogen, die aus einem einzigen Baumschafte gemacht, und sehr leicht waren; in jede giengen fünf Mann. Sie stellten sich um das Schiff herum, und drohten herauf. Um sie zu besänftigen, warf man ihnen Lebensmittel und einige Kleidungsstücke herunter; ohne auf das Zugeworfne zu achten, näherten sie sich dem Schiffe noch mehr, und behielten ihr drohendes Wesen. Einer von ihnen, der sich allein in einer Pyroge befand, fuhr gegen das Schiff, und stieß ein gräsliches Geschrey aus. Er hatte eine Mütze vom Palmstengeln auf, und eine Art von rothem Kamisol von eben dem Zeuge. Er näherte sich der Gallerie auf dem Hintertheile des Schiffs, wo sich die Spanier hingestellt hatten, seine Prahlereyen anzusehen. Er ergriff seine Lanze mit beyden Händen, schleuderte sie aus allen Kräften auf die

Spa-

Spanier los, und flohe davon. Man rief ihm mit drohender Stimme zu; er kam aber, diese Drohungen verachtend, zum zweyten mal wieder. Der Hauptmann, der diese Indianer nicht aufbringen wollte, ließ eine blindgeladne Flinte auf ihn abfeuern, um ihn zu schrecken; allein er warf eine neue Lanze, und fuhr mit unglaublicher Schnelligkeit um das Schiff herum. Man ließ sechzig Mann in die Schaluppe steigen, um diese Barbaren zu verjagen; sie stellten sich rings herum, und gaben sich alle Mühe, sie in den Grund zu stoßen; ein eben herzugekommener neuer Haufe warfen einen Strick über die Pinasse, um sie an das Land zu ziehn. Als sie sahen, daß man ihre Stricke abhieb, suchten sie sie am Thauwerke zu befestigen. Unzufrieden mit ihrer Halsstarrigkeit, feuerten die Spanier auf sie los, tödteten und verwundeten viele, und jagten sie in die Flucht.

Der Commendant gab Befehl, man solle sich morgen zu einer Landung fertig halten, weil er sich, zu seiner vorhabenden Aufsuchung vom festen Lande, hinlänglich mit Holz und Wasser versorgen müßte. Er war

war überzeugt, daß eine so große Anzahl Inseln sich von einem benachbarten großen Lande müsse losgerißen haben. Sechzig Mann stiegen in die Schaluppen, und fuhren dicht an einen natürlichen Damm, wogegen das Meer mit Ungestüm schlug.

Da dieß der bequemste Ort zum Aussteigen war, so gab man sich die äußerste Mühe, hier ans Ufer zu stoßen. Kaum hatten einige Spanier Fuß ans Land gesetzt, so fielen hundert und funfzig Insulaner mit ihren Lanzen auf sie los. Die Unruhe der Spanier war um so größer, da ihr Befehlshaber sich unter den Ausgestiegnen befand; allein das Flintenfeuer aus den Schaluppen brachten diese Barbaren schneller in die Flucht, als sie gekommen waren, und die Landung gieng nicht allzu mühsam von statten. Die Spanier stellten sich in Schlachtordnung, und rückten auf eine Wohnstäte los, die dem Orte, wo man abgestiegen war, nahe lag. Ein Dutzend Greise mit angezündeten Fackeln erschienen. Diese Fackeln sind eine Art von harzigten Holze, das wie Wachsfackeln brennt, und sind bey diesen Barbaren ein Zeichen des Friedens und

der Freundschaft. Sie gaben den Spaniern zu verstehen, die Mannspersonen wären alle bis auf sie, in ein benachbartes Gehölz geflohen, worin sie ihre Weiber und Kinder schon verborgen gehabt hätten; es läge dicht an einem salzigten See, den das Meer, wenn es anschwillt, überschwemmt. Kurz darauf sahe man einen Wilden aus diesem Gebüsche hervor kommen, der sich all unsrer Rache bloß stellte, um einen seiner Kameraden, der durch einen Flintenschuß verwundet worden, zu retten. Ein der größten Lobeserhebungen würdiges Beyspiel von Muth und Freundschaft.

Die Greise warfen sich vor den Europäern auf die Erde nieder; einer von ihnen hatte einen grünen Zweig, den er zitternd überreichte. Der Befehlshaber der spanischen Flotte ließ einen von ihnen ein taftnes Kleid anziehn. Dieser Mann schien klüger zu seyn, wie die übrigen; er merkte, daß wir Wasser suchten, und gab uns ein Zeichen, daß er uns an einen Ort führen wollte, wo es welches gäbe. Bey dem Anblick des Teichs, der eben der war, wo sich der größte Haufe der Insulaner hingezogen

hatte,

hatte, wurden die Spanier höchst erfreut, nicht wenig niedergeschlagen aber, als sie dessen Wasser salzigt fanden. Es befand sich ein Insulaner dort, der in einer Kokosnußschaale süßes Wasser hatte. Man frug ihn durch Zeichen, wo er es her hätte: von der andern Seite des Teichs, antwortete er. Sieben Soldaten giengen mit dem Insulaner, und ließen sich an den Ort bringen, wo er das Wasser gefunden hatte. Sie giengen durch viele Gehege durch, worin sich die Indianer versteckt hatten. Sobald sie die Spanier wahrnahmen, standen sie auf, giengen ihnen mit Zeichen des Friedens entgegen, besonders die Weiber, die sehr schön waren. Die Spanier erstaunten, daß unter einem Himmelsstrich, wo sie der Luft und der Sonne beständig ausgesetzt sind, eine so schöne weiße Haut behalten hatten, nicht geschwärzt aussahen. In Europa würde man diese Wildinnen für Schönheiten halten. Ihr Schurz besteht aus sauber geflochtnen feinen Palmblättern, und ihre Schultern sind mit einem Mäntelchen von eben dem Zeuge bedeckt. Sie sahen anfänglich die Spanier mit einer sanften, unterwürfigen, gnadverlangen-

den Mine an, giengen hernach auf sie zu, und umarmten sie mit den grösten Kennzeichen der Freundschaft. Die Spanier waren sehr vergnügt, als sie sahen, daß die Sachen diese Wendung nahmen.

Der Insulaner führte sie zu einer süßen Wasserquelle, allein sie war zu geringhaltig, um die Bedürfniße des Geschwaders befriedigen zu können. Man ließ diesen Vorfall dem Befehlshaber kund thun. Der Ueberbringer dieser Bothschaft mußte durch eine indianische Wohnstätte. Ein Dutzend Barbaren kamen mit spitzen Prügeln und angebrannten Pfälen auf ihn loß gestürmt. Der Spanier hatte keine weitere Waffen, als einen bloßen Degen. Einer von den Indianern stieß mit einer Halbpicke auf ihn zu; er parirte den Stoß mit seinem Degen ab. Er hatte aber zuviel Leute auf dem Halse, um sich dafür rächen zu können. Auf sein Geschrey kamen von allen Seiten Spanier herzu, und zum Glück, noch zeitig genug, um ihm das Leben zu retten; er war aber im Arm und Kopfe sehr gefährlich verwundet worden. Die Spanier gaben Feuer auf diese

Barbaren, tödteten deren vier oder fünfe, und verwundeten viele andere. Unter denen, die bey dieser Gelegenheit umkamen, erstaunte man einen zu sehen, der Trotz seiner Nacktheit und schlechten Bewaffnung sich gegen zwanzig mit Degen und Tartschen bewafneten spanischen Soldaten schlug; er wußte seinen Prügel so um sich herum zu schwenken, daß sich kein Soldat nahe an ihn heranwagte. Er versetzte ihnen schreckliche Stöße, und verwundete sie ungeachtet ihrer Schilder; von der Menge endlich überwältigt, vom Kampfe ganz erschöpft, und von Degenstichen durchbohrt, sank er todt hin, indem er vor Raserey in die Erde biß. Alle Spanier bewunderten seine Tapferkeit, und bedauerten es, einem Mann das Leben genommen zu haben, der es so wohl zu vertheidigen gewußt. Die Spanier setzten denen in die Flucht geschlagenen Indianern weiter nach. Sie ergriffen einen Greiß, und schleppten ihn mit sich fort; eine alte Frau lief herzu, und lieferte sich in ihre Hände. Sie glaubten, daß sie dem alten Manne in ihrer Sprache sagte, sie wolle lieber mit ihm sterben, als

ohne

ohne ihn leben. Man brachte sie in die Schaluppen.

Die Gefahr war für die Spanier grösser, als sie die Küste verließen; das Meer schlug so heftige Wellen, daß es sie etlichemal beynahe verschlungen hätte. Sie mußten niedliche Matten, Cocusnüße und andere Erfrischungen, die sie der Flotte bringen sollten, auf dem Lande lassen.

Diese Insel, die die Spanier die Insel der schönen Nation nennen, liegt unter dem dreyßigsten Grad südlicher Breite, und unter dem zweyhundert und neunzehnten der Länge.

Ende des 25sten Theils.

ohne ihn leben. Man brachte sie in die Schaluppen.

Die Gefahr war für die Spanier grösser, als sie die Küste verließen; das Meer schlug so heftige Wellen, daß es sie etliche mal beynahe verschlungen hätte. Sie mußten niedliche Matten, Cocusnüße und andere Erfrischungen, die sie der Flotte bringen sollten, auf dem Lande lassen.

Diese Insel, die die Spanier die Insel der schönen Nation nennen, liegt unter dem dreyßigsten Grad südlicher Breite, und unter dem zweyhundert und neunzehnten der Länge.

Ende des 25sten Theils.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Marsy, François-Marie de, 1714-1763 / Richer, Adrien, 1720-1798 /
Zachariae, Justus Friedrich Wilhelm, 1726-1777

Neuere Geschichte der Chineser, Japaner, Indianer, Persianer, Türken, und
Russen ec Als eine Fortsetzung von Rollins ältern Geschichte

Bd.: 25

Berlin (1778)

H.un. 479,III-24/26
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10033413-1
VD18 80086926-001